

- * **Gespräch** – Wenn der Krieg privat wird 38
- * **Begegnung** – Die Spezialistin für Luchs & Co 43
- * **Forschung** – Atemhilfe für Frühgeborene 36

April 2010

144

UniPress *





EFFIZIENT?

ihre partner für

1to1
energy

Kein CO₂ ist der Kern der Sache

BKW [®]

Für die sichere und klimafreundliche Stromversorgung bei steigendem Energiebedarf:
Kernenergie, die CO₂-freie Produktion von Strom.
Mehr zum Thema Kernkraft und Energieeffizienz finden Sie hier: www.bkw-fmb.ch/effizienz



BILDER EINES JUBILÄUMS

.....
Wie kommen wir von der belehrten zur lernenden Gesellschaft? Der umtriebige deutsche Trendforscher Matthias Horx stellte die Frage an einer der letzten Jubiläumsveranstaltungen der Universität Bern. Natürlich hatte er eine Antwort: Durch Leidenschaft und Talent. Letzteres in einer vielfältigen Gestalt – als technische Versiertheit, emotionale Fähigkeit und künstlerischer Ausdruck. Horx folgend lässt sich formulieren: Früchte von Leidenschaft und Talent waren bei vielen Jubiläumsveranstaltungen zu ernten. Belehrungen blieben aus; Einladungen zum Lernen gab es hingegen viele.

Mit dieser sechsten Jubiläums-Ausgabe von «UniPress» beschliessen wir unsere Berichterstattung zum 175-Jahr-Jubiläum der Universität Bern. Im Mix der Kommunikationsaktivitäten hatte «UniPress» die Aufgabe der vertiefenden Begleitung. Wir denken, das ist gelungen: In über 50 Artikeln haben Autorinnen und Autoren die fünf inhaltlichen Schwerpunkte des Jubiläums in den letzten Heften begleitet und vertieft, Blicke in die Vergangenheit und die Zukunft geworfen und dabei die Gegenwart nicht aus den Augen verloren. Für ihr Mitdenken und Mitschreiben sei hier ganz herzlich gedankt.

In der aktuellen Ausgabe halten wir nun Rückschau – oder besser – lassen wir Bilder sprechen. Denn diese sagen bekanntlich mehr als tausend Worte. Nur dem mittlerweile Vergangenen wollen wir uns aber auch hier nicht widmen. Die Dekanin und die Dekane der Fakultäten sind unserem Wunsch gefolgt und werfen einen Blick in die Zukunft: auf ihre Fakultät im Jahr 2034, wenn die Universität Bern ihr nächstes Jubiläum feiern wird.

Das Gewaltmonopol liegt beim Staat. Nur er hat das Recht, physische Gewalt auszuüben oder zu legitimieren. So oder ähnlich steht es in jedem Staatskundelexikon. «Wir beobachten seit einigen Jahrzehnten einen Anstieg gewaltsamer Auseinandersetzungen, deren Initiatoren und Träger nicht mehr staatliche Organisationen sind» umschreibt dagegen Professor Stig Förster die heutige Realität. Private Militärfirmen bedrohen das Gewaltmonopol. Militärhistoriker Förster beobachtet die Entwicklung mit Sorge: «Das staatliche Gewaltmonopol ist eine der Grundvoraussetzungen für den modernen Rechtsstaat. Wer das Gewaltmonopol angreift, greift den Rechtsstaat an.» Führt die Entwicklung vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt? Försters Einschätzung im «Gespräch» in diesem Heft, oder ausführlich als Podcast zum Herunterladen und Hören.

Ich wünsche Ihnen eine angeregte Lektüre.

Marcus Moser

- * Gespräch – Des Rektors Stolz auf die Universität 4
- * Begegnung – Marianne Rublis Bücherwelt 38
- * Forschung – 200 Jahre Darwin 36

Dezember 2008 139

UniPress*

Jahre
ans
anni
year
175

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Wie sich die Finanzkrise auf die Uni auswirkt 36
- * Begegnung – Was Johannes Josi an der Mathematik fasziniert 38
- * Forschung – Warum der Klimawandel Juristen vor Probleme stellt 34

April 2009 140

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Wenn aus Tüftlern Unternehmer werden 38
- * Begegnung – Was «blindes Vertrauen» heisst 42
- * Forschung – Wie die Pompadour Europa veränderte 33

Juni 2009 141

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Wie unser Konsum den Hunger verschärft 30
- * Begegnung – Ein diskreter Vermittler 34
- * Forschung – Preisgekrönte Landkarten 28

Oktober 2009 142

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Kein Kapitalismus ohne Krise 32
- * Begegnung – Pietro Ballinaris Zufallsglück 36
- * Forschung – Die Verlierer der direkten Demokratie 30

Dezember 2009 143

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

- * Gespräch – Wenn der Krieg privat wird 38
- * Begegnung – Die Spezialistin für Luchs & Co 43
- * Forschung – Atemhilfe für Frühgeborene 36

April 2010 144

UniPress*



Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Eine UniPress-Ausgabe verpasst? Gerne können Sie Einzelexemplare unter folgender Adresse nachbestellen:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern
Hochschulstrasse 4
3012 Bern
Tel.: 031 631 80 44
Fax: 031 631 45 62
unipress@unibe.ch

Wollen Sie UniPress (4 Ausgaben jährlich) kostenlos abonnieren? Abo-Bestellungen unter:

Stämpfli Publikationen AG
Abonnements-Marketing
PF 8326
3001 Bern
Tel.: 031 300 63 42
Fax: 031 300 63 90
abonnemente@staempfli.com

Inhalt



FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 32 **Sprachwissenschaft:** Die Krux mit der europäischen Sprachenvielfalt.
Von Simone Müller
- 34 **Geschichte:** Von armen kleinen Männern – und Frauen.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 36 **Neonatologie:** Ein kleines Wundergerät hilft kleinsten Patienten.
Von Susanne Brenner

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 38 **Gespräch**
Stig Förster – Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt?
Von Marcus Moser
- 43 **Begegnung**
Marie-Pierre Ryser – Das glückliche Ende eines Kindheitstraums.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 46 **Meinung**
Das teuerste Hochschulwesen der Welt?
Von Stefan C. Wolter
- 51 **Bücher**
- 52 **Impressum**
175-Jahr-Jubiläum
- 48 **Universum**
Der Zauber von Bern.
Von Franziska Rogger
- ab 8 **Unisplitter**
Von Franziska Rogger

BILDER EINES JUBILÄUMS

- ab 4 Die Jubiläumsbilder.
- 5 Eine Sternstunde in Burgdorf.
Von Urs Würzler, Rektor

DIE UNIVERSITÄT BERN IM JAHR 2034

- 8 Die Geburt der «Theosuisse».
Von Martin George, Dekan der Theologischen Fakultät
- 13 Neue gesellschaftliche Herausforderungen.
Von Günter Heine, Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät
- 16 Ein Spitzenplatz für die Forschung.
Von Winand Emons, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
- 19 Eine Reise in die Zukunft.
Von Peter Eggli, Dekan der Medizinischen Fakultät
- 20 Mehr Professorinnen, weniger Administration.
Von Andreas Zurbruggen, Dekan der Vetsuisse-Fakultät Universität Bern und Tosso Leeb, Planungsdirektor der Vetsuisse-Fakultät Universität Bern
- 23 Ein offener Wissensort des geistigen Widerstands.
Von Karénina Kollmar-Paulenz, Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät
- 26 Im Dienst der positiven menschlichen Entwicklung.
Von Roland Seiler, Dekan der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät
- 29 International anerkannt, regional verankert.
Von Urs Feller, Dekan der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät



Ein humorvoller Auftakt

Ein unterhaltsamer Talkmaster und ein berührender Abschied: Sie standen zu Beginn des Jubiläumsjahrs der Universität Bern. Kurt Aeschbacher führte im Casino den Dekanen und der Dekanin der acht Fakultäten – und natürlich auch Rektor Urs Würigler – humorvoll auf den Zahn und verabschiedete den langjährigen Leiter der Hausdienste in den wohlverdienten Ruhestand. Aber was wäre ein festlicher Jubiläumsauftakt ohne Nahrung für Seele und Körper? Für beides war gesorgt: mit musikalischen Einlagen und einem reichhaltigen Apéro.



Eine Sternstunde in Burgdorf



Die Universität Bern nutzte im Jubiläumsjahr die Chance, den Kontakt mit Entscheidungsträgern, aber auch dem breiten Publikum zu vertiefen. Und sie zeigte einmal mehr, dass die Wissenschaft schon für die Jüngsten ein spannendes Abenteuer ist.

Von Urs Würgler

Die Universität Bern hat ein besseres Image, als ich dachte: Dies ist eine Erfahrung, die ich in den zahlreichen Begegnungen im letzten Jahr immer wieder machen durfte. Und diese Erkenntnis sollte zukunftsweisend sein: Wir haben eine sehr selbstkritische Haltung – was grundsätzlich gut ist –, aber sie muss zu einer gesunden Form von Selbstbewusstsein mutieren. Wenn ich auf das Jubiläumsjahr zurückschauen, haben wir allen Grund dazu: Mit über 50 Veranstaltungen im ganzen Kanton haben wir unsere vielfältige Tätigkeit auf verschiedensten Gebieten präsentiert. Dabei habe ich selber Themen entdeckt, von denen ich gar nicht wusste, dass sie an unserer Universität erforscht werden. Zum Beispiel die Handschriften des Mittelalters, die in der Zentralbibliothek ausgestellt wurden. Die Vielfalt zeichnet unsere Institution aus, und darauf dürfen wir stolz sein.

Es hat mich gefreut, dass wir mit unseren Anlässen wie dem Fakultätstag, der Nacht der Sterne, unserem Auftritt an der BEA oder dem Unifest aber auch mit kleineren Tagungen die Öffentlichkeit tatsächlich erreicht haben: Ich wurde ständig und überall auf das Jubiläum angesprochen, sogar im Altersheim. Auch unser Jubiläumstram hat einen guten Teil dazu beigetragen – es hat für Gesprächsstoff gesorgt – auch wenn es vielleicht nur die Bemerkung eines Kindes war: «Schau mal, da kommt wieder das Unitrām.» Und einige, die das Unitrām als solches wahrgenommen haben, sind dann tatsächlich auch an unsere Veranstaltungen gekommen.

Die Begegnungen waren zentral in diesem Jubiläumsjahr. Es war von grosser Bedeutung, dass viele Uni-Angehörige ins Gespräch mit dem Publikum gekommen sind. Gerade in unserem grossen und sehr vielfältigen Kanton ist es wichtig, den Kontakt mit der Bevölkerung immer wieder zu suchen und das Vorurteil des «Elfenbeinturms Universität» zu entkräften. Ich denke, das ist gelungen. Mancher hat gesehen: «Aha, die machen ja ihren Job genauso gut wie ich den meinen.» Auch für mich persönlich waren die Begegnungen in diesem Jahr sehr interessant. Das Jubiläum hat uns die Riesenchance eröffnet, mit Entscheidungsträgern, Sponsoren, Wirtschaftsverantwortlichen und Kulturschaffenden in direkten Kontakt zu treten. Daneben gab es aber auch die ganz persönlichen Begegnungen und Erlebnisse, die mir noch lange im Gedächtnis haften bleiben werden. Mich hat es beispielsweise sehr berührt, als ich mit der Burgdorfer Stadtpräsidentin anlässlich der Nacht der Sterne die Sternwarte Burgdorf besucht habe. Ich habe dort durch ein altes Fernrohr geblickt; es war noch das gleiche, wie zu meiner Gymnasialzeit in Burgdorf. Da kam richtig Nostalgie auf!

Mit verschiedenen Events haben wir gezielt versucht, Kinder und Jugendliche anzusprechen. Diese Veranstaltungen wurden sehr gut besucht. Das zeigt mir: Wenn man die Universität unter Volk bringen will, muss man bei der Jugend anfangen. Mit der Kinderuni liegen wir also nicht falsch, und vielleicht können

wir dort unser Engagement noch verstärken.

Wenn ich auf dieses Jahr zurückblicke, kann ich sagen: Es war ein Highlight meiner Amtszeit als Rektor. Wir dürfen dieses Jahr als Erfolg werten. Das Echo aus dem Publikum und in den Medien war durchwegs positiv. Dank der grosszügigen finanziellen Unterstützung unserer Sponsoren konnten wir unser Budget einhalten und darüber hinaus auf einen grossen Teil der uns von der öffentlichen Hand in Aussicht gestellten Mittel verzichten. Ich bedanke mich hier nochmals herzlich bei allen, die zum Gelingen des Jubiläums beigetragen haben. Wir alle haben unser Bestes gegeben, und es hat sich gelohnt. Ein solcher Grossanlass ist immer mit Stress verbunden – aber es war für eine gute Sache. Und vor allem: Es hat Spass gemacht!

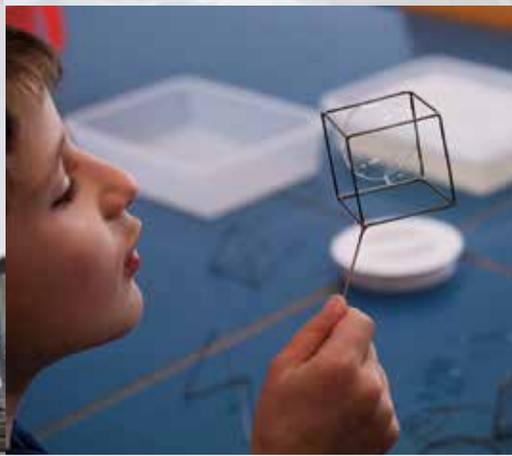
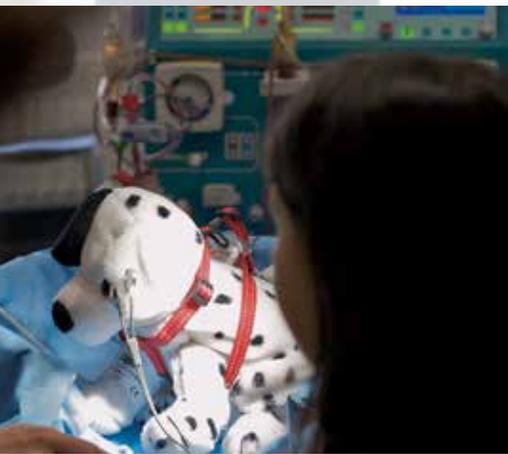
Kontakt: Prof. Dr. Urs Würgler, Rektor,
urs.wuergler@rektorat.unibe.ch



Die grosse Vielfalt des Wissens

Die grosse Bandbreite ihres Forschens und Lehrens zeigen; sich als Institution zu präsentieren, die nicht Elfenbeinturm, sondern volksnah ist: Das war ein Ziel, das die Universität Bern im Jubiläumsjahr verfolgte – so auch gerade am Fakultätstag vom 14. März 2009. Hier konnte sich die breite Öffentlichkeit ein anschauliches Bild «ihrer» Universität machen. Und sie nutzte diese Gelegenheit: Ganze Familien eroberten Hörsäle und Laboratorien, liessen sich in fremde (Forschungs-)Welten entführen und stürmten das Tierspital. In über 80 Veranstaltungen bekamen Jung und Alt einen faszinierenden und oft spielerischen Einblick in die aktuelle Wissenschaft.





Die Theologische Fakultät im Jahr 2034

Die Geburt der «Theousisse»

Die ungehemmte ökonomische, politische und kulturelle Globalisierung der ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts bewirkte seit 2020 weltweit einen «regional turn». In Europa und der Schweiz stärkte dies diejenigen Sparten der universitären Forschung und Lehre, die sich der kulturellen Identität und einem stabilen, aber dennoch flexiblen und zukunftsorientierten Wertegerüst der einheimischen Gesellschaft widmen. Der Kanton Bern hat an den Mittelschulen wieder flächendeckend Unterricht in europäischer und Schweizer Geschichte von ihren Anfängen an eingeführt, ebenso in den alten Sprachen sowie in Ethik und Religion. An der Universität Bern hat er der Theologischen Fakultät die Mittel bereitgestellt, führend im Diskurs über kulturelle Identität, Wertefundament und religiöse Orientierung der Schweizer Gesellschaft zu sein.

Entsprechend der Balance zwischen weltweiter Ausstrahlung und regionaler Verankerung des Christentums setzte die Berner Theologische Fakultät drei Schwerpunkte mit je eigenen Studiengängen: Ökumenische Studien (seit 2024, zum 150-Jahr-Jubiläum der Eröffnung der Christkatho-

lich-theologischen Fakultät 1874), Interreligiöse Studien (seit 2005) und Schweizer Christentum (seit 2028, zum 500-Jahr-Jubiläum der Errichtung der Hohen Schule Bern 1528). Zum 200-Jahr-Jubiläum der Universität wurde pro Studiengang je eine bisherige Dozentur umgewandelt in eine Professur für Theologie der Ökumene, eine für Theologie der Religionen und eine für Geschichte und gegenwärtige Formen des Christentums in der Schweiz.

Seit 2030 ist die Theologische Fakultät neu aufgestellt. Zusammen mit der römisch-katholischen Theologischen Fakultät der Universität Fribourg bildet sie Theousisse, den ökumenischen Fakultätenverbund Mittelland mit dem gemeinsamen Studiengang Ökumenische Studien und gemeinsam durchgeführten Forschungsprojekten. In Bern gliedert sich die Fakultät in vier Departemente für evangelische Theologie, christkatholische Theologie, jüdische Theologie sowie interreligiöse Studien. Trotz langwieriger Bemühungen gelang es nicht, ein Departement für islamische Theologie hinzuzufügen, an dem zukünftige islamische Geistliche studieren könnten. Eine

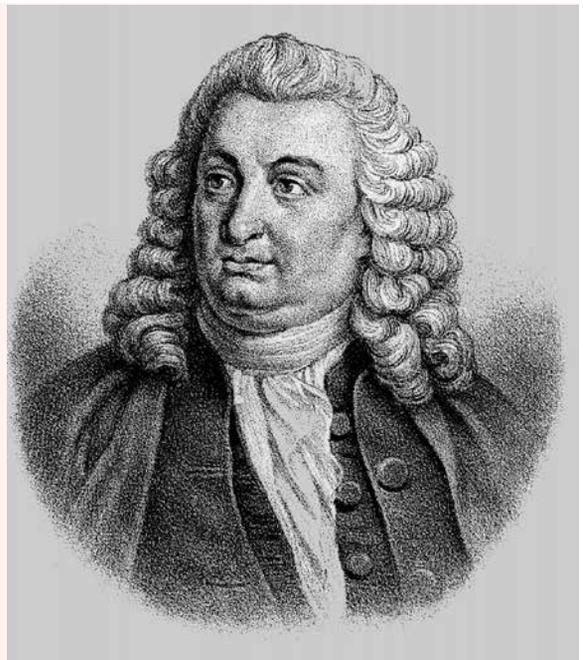
europäische Islamexpertin arbeitet aber im Departement für interreligiöse Studien. Den durch den «regional turn» und einen langfristigen Trend verursachten wachsenden Bedarf an in der Schweiz studierten und ausgebildeten Pfarrern, Priesterinnen und Rabbinern vermögen die Absolventinnen und Absolventen der Fakultät zu decken. Aus der Statistik: An der Fakultät arbeiten 2034 14 Professorinnen und Professoren, davon 7 aus der Schweiz, 7 aus dem übrigen Europa, 8 Männer, 6 Frauen. 70 Prozent des promovierten akademischen Nachwuchses sind Schweizerinnen und Schweizer, die ihre Karriere zu 80 Prozent im Ausland fortsetzen. Die Studierenden stammen zu 80 Prozent aus der Schweiz, zu 17 Prozent aus dem europäischen und zu drei Prozent aus dem aussereuropäischen Ausland. Unterrichtssprachen sind Deutsch, Englisch und Französisch.

Kontakt: Prof. Dr. Martin George,
Dekan der Theologischen Fakultät,
dekanat@theol.unibe.ch

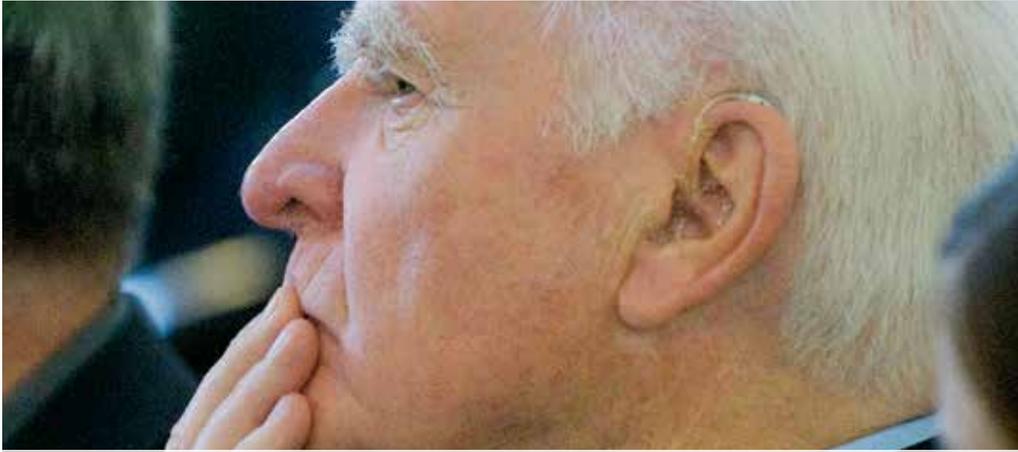
175 Jahre Universität Bern

What can you do for your university?

Die Feierlichkeiten zum 175. Geburtstag der Universität Bern wurden verdankenswerterweise vom Staat beziehungsweise von den Steuerzahlern und von hochherzigen Unternehmen und Stiftungen gesponsert. Dafür bot die Uni dem Volk Wissen und Unterhaltung in 175 Variationen. Das lief auch in der Vergangenheit ähnlich ab, wenn manchmal auch mit nachhaltigerem Erfolg. Zur 50-Jahrfeier wurde der «Hochschulverein» gegründet. Zum 100. Wiegenfest konnte dank einem Aufruf an Freunde und Schüler die Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Arbeit um eine halbe Million Franken geüffnet werden. Die Bürgergemeinde schenkte zum 150. Geburtstag das Gästehaus von Theodor Kocher als «Haus der Universität». Kocher selbst hatte 1913 die Mittel zur Errichtung eines Instituts zur «Erforschung der Lebensvorgänge» gespendet. Im Laufe der 175 Jahre gab es immer wieder Geschenke auch aus dem Volk. Im Gegenzug wurden die Bürgerinnen und Bürger oft direkt und einzeln kontaktiert und ohne Umwege über Steuerleistungen angebettelt. Wollte man es heute halten wie 1877 oder 1908, als man zum Andenken an den Universalgelehrten Albrecht von Haller das Hallerdenkmal oder die Hallerstiftung zu errichten gedachte, müssten die Uniprofessoren und -mitarbeitenden 10 000 Bildchen von Haus zu Haus verkaufen und sozusagen mit einer Sammelbüchse auf die Strasse gehen. Welch schöne Vorstellung, ganz im Sinne des John F. Kennedy-Wortes: «Ask not what your university can do for you – ask what you can do for your university». far



Ein Hallerbild gefällig? Geldsammlung à la 1877, als mit dem Reinerlös aus dem Verkauf von 10 000 Hallerbildern ein Fonds für bedürftige Studierende geüffnet wurde.



Festlich froh

Kein Jubiläum ohne würdigen Festakt: Am 6. Juni wurde im Berner Münster der Gründung der Universität gedacht. Rektor Urs Würgler sowie Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erwiesen der Alma mater ihre Reverenz – darunter auch der bekannte Autor und ehemalige Student der Universität Bern, John le Carré. Am Abend setzte die Universität zusammen mit der StudentInnenschaft dem Jubiläumsjahr ein weiteres Glanzlicht auf. Sie öffnete für jedermann die Türen des Hauptgebäudes, der UniS, der Unitobler und des Instituts für Anatomie. Von biblischen Gaumenfreuden bis zum zeitgenössischen Poetry-Slam: Die Festfreudigen genossen das reiche kulturelle und kulinarische Angebot – der trüben Witterung zum Trotz.







Die Rechtswissenschaftliche Fakultät im Jahr 2034

Neue gesellschaftliche Herausforderungen

Das Recht steht mitten im Leben. Deshalb werden sich Forschung und Lehre der Rechtswissenschaftlichen Fakultät zwangsläufig auch an den 2034 dominanten gesellschaftlichen Themen ausrichten. Wahrscheinlich werden neue ethische Fragen im Hinblick auf die Reproduktionsmedizin aufgeworfen werden, die vom Recht zu flankieren sind. Ebenso zu erwarten ist, dass aktuelle Tendenzen zu einer globalen Weltinnenpolitik sich in den nächsten 25 Jahren verstärken werden. Bei diesen Globalisierungstendenzen ist das Recht ebenso gefragt wie bei zugespitzten Fragen der sozialen Umwelt, insbesondere der Klimaerwärmung, der Migration und Dritte-Welt-Problematik sowie der Rahmensetzung bei einer taumelnden Weltwirtschaft. Neue Herausforderungen für das Recht werden sich ferner durch die so genannte Age Society ergeben.

Diese neuen Fragen werden in Forschungsprojekten der rechtswissenschaftlichen Fakultät ihren Niederschlag finden. Entsprechend wird auch das derzeit bereits an zentralen gesellschaftlichen Fragestellungen ausgerichtete Masterprogramm weiter akzentuiert. Der Vorsprung, den sich die Berner Rechtswissenschaftliche Fakultät im schweizerischen Vergleich bereits partiell

erarbeitet hat, wird zumindest gehalten. Durch die frühzeitige Weichenstellung auf Internationalität wird sich die Rechtswissenschaftliche Fakultät dabei kompetitiv mit anderen europäischen Exzellenzuniversitäten zu messen haben. Die verstärkte internationale Zusammenarbeit wird sich in zusätzlichen spezialisierten Doktorats- und Postdoktorats-Ausbildungen niederschlagen. Noch dezidierter als bereits bislang werden Bedürfnisse der juristischen Praxis integriert, und zwar mittels Nachdiplomstudiengängen und Weiterbildungsangeboten. Dies alles wird auf einer hochwertigen Grundausbildung im schweizerischen Recht gründen, die dem wissenschaftlichen Anspruch und dem Praxisbezug national und international gerecht wird. Die bisherigen klassischen Paradefächer im öffentlichen Recht und im Privatrecht werden ihren Stellenwert behalten. In enger Abstimmung mit dem World Trade Institute wird das schon bisher angelegte globale Netzwerk mit universitären Partnerschaften, Studenten- und Dozentenaustausch kontinuierlich ausgebaut, sodass sich die Mobilität von Berner Studierenden und Dozierenden weiter erhöht. Veranstaltungen von ausländischen Gastdozenten sind 2034 lückenlos in die rechtswissenschaftlichen Lehr- und Forschungspläne integriert. Allge-

mein werden die Rechtswissenschaften stark vernetzt sein mit anderen Wissenschaftsbereichen, und zwar über die Wirtschaftswissenschaften hinaus insbesondere mit der Psychologie und der Rechtsmedizin. «Law and Economics» werden in Forschung und Lehre einen hohen Stellenwert besitzen.

Die Problemspitzen des Bologna Modells werden abgeschliffen werden zugunsten eines «Berner Modells». Dieses garantiert den Studierenden originäre Bildungsfreiräume, ermöglicht ihnen vielseitige Wahlmöglichkeiten auch auf der Grundlage interdisziplinärer Zusammenarbeit und setzt dabei einen Rahmen, der mit einem gesunden Stück Berner Paternalismus den Studierenden den Ausbildungsweg vorspart.

Dieses neue Berner Modell funktioniert auf der Basis entschlackter bürokratischer Vorgaben und setzt verstärkt auf die Eigenverantwortlichkeit der Dozierenden und der Studierenden.

Kontakt: Prof. Dr. Günter Heine,
Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät,
guenter.heine@krim.unibe.ch

175 Jahre Universität Bern

«Ihr stets dankbarer alter japanischer Schüler»

Nach Jahrzehnten der Isolation intensivierte Japan Ende des 19. Jahrhunderts den wissenschaftlichen Austausch. Und nach dem Ersten Weltkrieg – Japan war damals ein Verbündeter der Entente – studierten Männer aus dem Land der aufgehenden Sonne gehäuft auch in Bern. Die asiatischen Studierenden und Post-Doc-Studenten liessen sich überwiegend in Medizin ausbilden. Ein besonderes Interesse hatten sie am Schweizerischen Serum- und Impfinstitut SSII und dem damit verbandelten universitären Hygiene- und Bakteriologie-Institut. Das 1898 entstandene SSII hatte seine Impf-Erzeugnisse gegen Tollwut, Typhus, Streptokokken, Starrkrampf etc. erfolgreich an internationalen Events ausgestellt und dabei verschiedene Medaillen gewonnen, unter anderem auch eine goldene an der Pariser Weltausstellung von 1900.

Während heute gerade mal acht Japaner an der Berner Uni eingeschrieben sind, arbeiteten damals im Spitzensemester 1923/24 immerhin 79 japanische Studierende an dieser Uni. Jahre später noch erinnerten sich die japanischen Schüler an ihre Berner Zeit und den Leiter des Instituts, Prof. Georg Sobernheim. Zum 70. Geburtstag des Bakteriologen schenkten sie ihm 1935 «ehrerbietigst» ein Festalbum. Das kostbare Buch, heute im Institut für Medizingeschichte Bern aufbewahrt, enthält Portraits der «dankbaren alten japanischen Schüler» und ihre zart-goldenen, kalligraphischen Gratulationen. Darunter sind auch Worte aus dem Kaiserpalast und der medizinischen Hochschule zu Tokyo zu finden. *far*



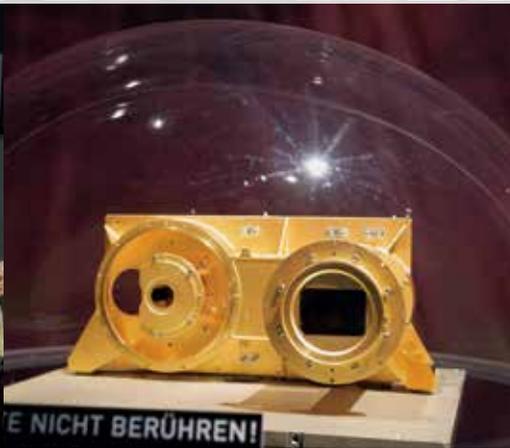
Bakteriologe Prof. Georg Sobernheim mit japanischen Gästen.



Der Vorstoss ins All

Sonnensegel, Raumsonden, Kometen und Weltraumschrott: Die Abteilung Weltraumforschung der Uni Bern präsentierte an der BEA/PFERD das «Gastland Universum». Nicht ohne Grund: Die Berner Weltraumforschung hat eine lange Tradition. So hatte bereits Neil Armstrong 1969 als erster Mensch auf dem Mond ein Sonnenwindsegel «made in Berne» im Gepäck. Die Sonderausstellung faszinierte das Publikum, und ein Wettbewerb spornte Kinder zu Höchstleistungen an. Mithilfe der engagierten Forscherinnen und Forscher bastelten sie im Vorfeld der BEA Raketen und testeten sie auf der Allmend auf ihre Flugtüchtigkeit. Auch die Ästhetik kam nicht zu kurz: Die farbenprächtigen – aber fluguntüchtigen – Modelle der jüngsten Raketenbauer zogen bewundernde Blicke auf sich.





Die WiSo-Fakultät im Jahr 2034

Ein Spitzenplatz für die Forschung

Das 175-Jahr-Jubiläum der Universität Bern liegt hinter uns. Es gab uns Gelegenheit, sich mit der Geschichte unserer Universität zu beschäftigen. Hier nun darf ich einige Ideen für das nächste Jubiläum, diesmal das 200-jährige Jubiläum der Universität Bern entwickeln. Eins vorweg, als aktiver Angehöriger des Lehrkörpers werde ich an diesem Jubiläum wohl nicht mehr teilnehmen, so schlecht kann es um die Bernische Pensionskasse gar nicht bestellt sein. Also kann ich mir hier unbedarft einige Gedanken darüber machen, wo ich die WiSo-Fakultät in 25 Jahren gerne sehen würde.

In Bezug auf die Lehre sehe ich die Fakultät auf dem richtigen Weg. Bologna ist soweit umgesetzt; die Grundstrukturen stimmen meines Erachtens. Es gilt, in den nächsten Jahren dieses System zu verfeinern und sowohl den Bedürfnissen der Studierenden als auch der Arbeitsmärkte besser anzupassen. Die letztjährigen Streikaktionen der Studierenden haben mir einiges zu denken gegeben. Ich bin aber überzeugt, dass das Bologna-System eine gute Grundlage bietet

und die Unzufriedenheit der Studierenden von einzelnen Fehlern und Auswüchsen herrührt, die relativ einfach behoben werden können. In Bezug auf die Bachelorausbildung sehe ich unsere Fakultät im Kanton Bern verankert; in Bezug auf das Masterstudium streben wir einen schweizerischen Spitzenplatz an. Vor allen Dingen wünsche ich mir für alle unsere Departemente Graduiertenschulen, die international kompetitive Forscherinnen und Forscher ausbilden.

In Bezug auf die Forschung hoffe ich natürlich, dass die WiSo-Fakultät in 25 Jahren in der Ivy League mitspielt; ich darf meinen Wünschen hier ja freien Lauf lassen und definiere keinen Standard, an dem die Fakultät in 25 Jahren in der Tat gemessen wird. Die ersten Weichen in diese Richtung sind gestellt, die Forschungsleistung wird an unserer Fakultät mittlerweile mehr geschätzt als auch schon. Diese Tendenzen gilt es unbedingt weiter zu verfolgen und zu verstärken. Andere Universitäten haben auch die Zeichen der Zeit erkannt und versuchen, sich in Bezug auf die Forschung

besser zu positionieren. Hier darf die WiSo-Fakultät nicht den Anschluss verpassen. Sollten wir von zukünftigen Sparrunden einigermaßen verschont bleiben, und machen wir unsere Hausaufgaben richtig, sehe ich unsere Fakultät in 25 Jahren unter den besten der Schweiz und auf einem guten Platz im europäischen Umfeld.

Last but not least wünsche ich mir für das Jahr 2034 eine bedeutend höhere Anzahl von Professorinnen an unserer Fakultät als im Jahr 2009. Die Weichen zur Erfüllung dieses Wunsches stellen wir meines Erachtens schon heute durch den Aufbau von Graduiertenschulen.

Kontakt: Prof. Dr. Winand Emons, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, winand.emons@wisodek.unibe.ch

175 Jahre Universität Bern

Streikdrohung und «ungehörige Tonart»

An der Universität Bern wurde kaum gestreikt, hin und wieder aber gab es brenzlige Situationen. So 1909, als die medizinischen Assistenten die paar Franken, die sie erhielten, eher als Gratifikation betrachteten denn als eigentlichen Lohn. Die ultimative Streikdrohung der 19 Assistenzärzte zeigte Wirkung, und anfangs 1910 wurden neue Besoldungen festgelegt. Als im 1. Weltkrieg die Kaufkraft drastisch zurückging, verlangten die nun organisierten Assistenzärzte 1917 erneut nach einer besseren Besoldung. Assistenzjahre seien nicht einfach Lehrjahre, sie müssten angemessen honoriert werden. Dekan Leon Asher fürchtete, dass bei schlechter Entlohnung die Stellen «ganz in die Hände der Plutokratie» geraten könnten. Er unterstützte die Zornigen materiell, verweigerte ihnen aber den formal klassenkämpferischen Weg, der ihm an einer Hochschule «nicht recht angebracht» schien. Die Erziehungsdirektion tadelte die «ungehörige Tonart» des an sie gerichteten Schreibens vom Dezember 1917 und sprach den Assistenten wie allen anderen Funktionären der öffentlichen Verwaltung ein Streikrecht ab. Entrüstet beschlossen die Assistenzärzte, auf den 15. Januar 1918 ihre Arbeit niederzulegen. In letzter Minute wurde ihnen die Teuerungszulage bewilligt und versprochen, den Lohn «in ruhigeren Zeiten» zu erhöhen. Diese ruhigeren Zeiten brachen im Sommer 1919 an, nachdem der 1. Weltkrieg und der Landesstreik beendet waren und die bösartige Grippeepidemie auch unter den Berner Universitätsangehörigen ihre Opfer gefunden hatte. *far*



Assistenten anfangs des 20. Jahrhunderts: mal lustig, selten streiklustig.





Mit GPS zum Klimawandel

Die Universität Bern betreibt Klimaforschung auf breiter Front. Seit Jahren belegt sie einen weltweiten Spitzenplatz auf diesem Gebiet. Im Jubiläumsjahr luden die Expertinnen und Experten die Bevölkerung ein, sich selbst auf die Spuren des Klimawandels zu begeben: Auf geführten Spaziergängen durch verschiedene Wälder im Kanton Bern oder mit dem interaktiven Jungfrau Klimaguide. Dabei werden Wandernde mittels GPS-gesteuertem iPhone auf sieben Pfaden durchs Jungfraugebiet geleitet und erfahren dabei viel Wissenswertes über die Klimaveränderungen vor Ort. Der Jungfrau Klimaguide wurde kürzlich vom Verband Schweizer Wanderwege ausgezeichnet und ist weiterhin in verschiedenen Tourismusbüros im Berner Oberland zu mieten.



Die Medizinische Fakultät im Jahr 2034

Eine Reise in die Zukunft

Ich – Emeritus und Exdekan der Medizinischen Fakultät – stehe seit vielen Jahren wieder einmal vor dem Inselspital. Prätig und imposant sieht es aus, mit seinem neuen Wahrzeichen, dem Inselfurm, und darum herum den vielen Spezialkliniken im Pavillonssystem. Ein grosser Bildschirm im Eingangsbereich verkündet, dass die Spitalleitung sich für gewisse Unannehmlichkeiten entschuldigt, die mit der 3. Etappe des «Masterplans 2011» verbunden seien. Immerhin, bis in ein paar Monaten, justament zum 200-Jahr-Jubiläum der Universität Bern, sollen alle Bauarbeiten abgeschlossen sein. Endlich!

Doch lassen Sie mich kurz zurückblenden. Mit meinen 83 Jahren geht es mir recht gut. Und wenn ich ein gesundheitliches Problem habe, gehe ich in die für mich zuständige Grundversorgerpraxis, oder viel mehr in ein Gesundheitszentrum mit einer kleinen Tagesklinik. Mein früherer Hausarzt ging zusammen mit mir in Rente und damit seine Einzelpraxis. Kleine Wehwehchen behandelt eine Gesundheitsschwester, wenn es etwas schlimmer aussieht, sehe ich den für mich zuständigen Allgemeinmediziner – einen Exstudenten von mir. Zum Glück – denke ich für mich – haben wir vor 25 Jahren rechtzeitig erkannt, wie wichtig auch in Zukunft die Grundversorger sein werden, wie Kinderarzt, Allgemeiner Innerer Mediziner, Psychiater, Gynäkologe, Geriater. So konnte sich Bern mit modell-

haften Ausbildungs- und Weiterbildungs-gängen in diesen Disziplinen zu einem nationalen und internationalen Zentrum entwickeln.

Nur ein grösseres gesundheitliches Problem hatte ich in den letzten Jahren – ein Herz, das immer wieder aus dem Takt fiel: Mal schlug es viel zu schnell, mal zu langsam, gelegentlich hatte es das Taktgefühl einer Guggenmusik, dann war alles wieder normal. Ein in dieser Ausprägung etwas ungewöhnlicher Fall, schwierig zu behandeln, meinte der Kardiologe des Inselfspitals. Doch dank neusten Techniken, entwickelt an einem multidisziplinären Forschungszentrum der Medizinischen Fakultät – das sich ausgehend von einer Initiative der Universität vor 25 Jahren zur Stärkung der Forschung und Entwicklung in der Medizinaltechnik (ARTORG-Initiative) sehr erfolgreich etabliert hat –, bin ich jetzt wieder völlig beschwerdefrei und leistungsfähig.

Zurück in die Eingangshalle des Inselfspitals. Ich bin hier, um unklare Bauchbeschwerden abzuklären, deren Ursache in meinem Gesundheitszentrum nicht festgestellt werden konnten. Nachdem sich der Grund meiner Beschwerden als harmlos herausgestellt hat, nutze ich die Gelegenheit, um das neue universitäre Zentrum auf dem Inself-Campus zu besuchen. Hier schlägt jetzt das akademische Herz der Medizinischen Fakultät. Neben dem Dekanat, der

Spitalleitung, der Direktion des Medizinischen Forschungszentrums und dem Institut für Medizinische Lehre finden sich ein Zentrum für die Aus- und Weiterbildung und eine flexible Infrastruktur für die Durchführung nationaler und internationaler Kongresse. Ich setze mich in das kleine Kaffee im Innenhof und beobachte das geschäftige Treiben. Einige Ältere kennen mich und grüssen im Vorbeigehen, andere, Jüngere, schauen zu mir rüber: ... ist das nicht? ...wusste nicht, dass es den noch gibt! Ein etwas weniger eiliger Kollege aus der Vorklinik setzt sich zu mir und berichtet von den grossen Erfolgen in der Grundlagenforschung, aber auch von der intensiven Zusammenarbeit mit der klinischen Forschung am Inselfspital. Diese sei jetzt noch besser als früher, unter anderem auf Grund der intensiv genutzten gemeinsamen Forschungsinfrastrukturen und einer klaren Forschungsstrategie der Fakultät.

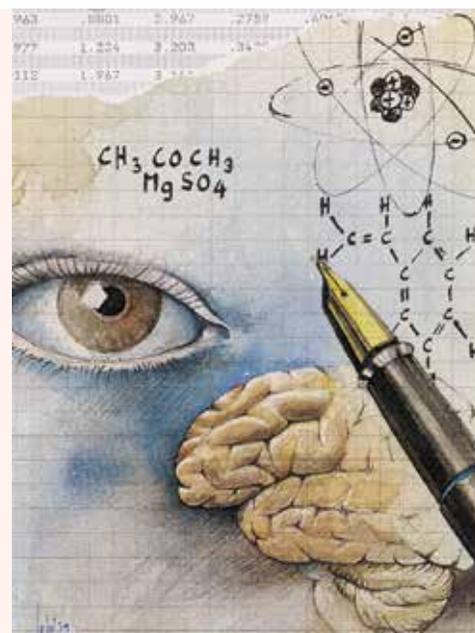
Am späten Nachmittag setze ich mich etwas erschöpft auf mein Elektrovelo und pedale in Richtung Hinterkappelen, glücklich, dass nichts Gravierendes festgestellt wurde und stolz auf «meine» Medizinische Fakultät mit all ihren Kliniken und Instituten, die sich so gut entwickelt haben. Ganz besonders freue ich mich jedoch auf das nächste Alumni-Treffen, wo man dann wieder nach Herzenslust über die alten Zeiten fachsimpeln kann, die ja auch nicht so schlecht waren – damals, als wir das 175-Jahr-Jubiläum der Universität feierten.

Kontakt: Prof. Dr. Peter Eggli,
Dekan der Medizinischen Fakultät,
peter.eggli@meddek.unibe.ch

175 Jahre Universität Bern

Nicht nur Geselligkeit und Gemütlichkeit

An der Universität gab es in den 175 Jahren Dutzende von formal oder ad hoc zusammengesetzten Vereinigungen: politische, gewerkschaftliche, soziale, sportliche, regionale, religiöse, musikalische. Die Zielsetzungen waren verschieden, manchmal diametral entgegengesetzt. Hin und wieder ging es einfach auch um ein Quäntchen Gemütlichkeit, eine Spur festlicher Freude. Der Dozentenfamilienabend etwa begeisterte im Frühling mit Konzert, Nachtessen und grossem Ball im Hotel Bellevue Palace. Besonders originell waren dabei die kunstvoll gestalteten, verspielten bis anspielungsreichen Einladungskarten. Der Dozentenclub hingegen, 1985 gegründet, genoss die Kochersche Aura und pflegte im repräsentativ-herrschaftlichen «Haus der Universität» nicht nur das wissenschaftliche Networking, sondern auch die persönliche Beziehung. Der Verein der Dozentinnen wiederum, 1931 bereits gegründet, widmete sich der Pflege «der Geselligkeit» und «echter, menschlicher Beziehung». Bezeichnend ist, dass die Gemütlichkeit gerechtfertigt werden musste. Die Damen sahen sich nach einer «gemeinsamen» – das hiess wohlthätigen – Aufgabe um. Die lose Gesellschaft trat auch als Spenderin auf. Unterstützt wurden vornehmlich hiesige Studierende mit Beiträgen an Studentenheim und Studentinnenlokal, Studentenberater und Kindertagesstätte. Die Vereinigung der Dozentinnen und das «Haus der Universität» leben heute noch, der «bloss» gesellige Dozentenfamilienabend entschlief Mitte der 1990er Jahre. *far*



Einladungskarte zum Dozentenfamilienabend von 1980.

Die Vetsuisse-Fakultät im Jahr 2034

Mehr Professorinnen, weniger Administration

Es gibt nur noch etwa 40 Prozent männliche Professoren an der Vetsuisse-Fakultät, während die Anzahl der männlichen Studierenden wieder auf über 20 Prozent angestiegen ist. Die Zusammenarbeit der beiden Standorte Bern und Zürich ist fest etabliert. Die Standortdekaninnen aus Bern und Zürich führen abwechselnd das Vetsuisse-Dekanat, seitdem die Ressourcen des ehemaligen Vetsuisse-Dekanats dazu verwendet werden konnten, je eine neue Professur in Bern und Zürich einzurichten. Insgesamt frisst die Administration bei Weitem nicht mehr so viel Zeit der Forschenden wie anfangs des 21. Jahrhunderts. Das ist auch gut so, denn die Forschenden sehen sich mit einer wachsenden Zahl von drängenden Problemen konfrontiert. Infolge der immer noch wachsenden Weltbevölkerung und des weltweit steigenden Bedarfs an hochwertigen und gesunden Nahrungsmitteln tierischer Herkunft sind auch die Nutztierbestände weiter angewachsen, und ein globaler Handel mit Nutztieren ist längst Realität. In den letzten zehn Jahren gab es in jedem Jahr neue Krankheitserreger, die von Tieren auf Menschen übertragen wurden (Zoonosen). Dank einer hervorragenden Zusammenarbeit von Experten der Vet-

suisse-Fakultät mit anderen Akteuren des Gesundheitssystems konnten diese Ereignisse jedoch jedes Mal rechtzeitig erkannt und bekämpft werden, so dass es zu keiner Pandemie wie etwa im Falle der Schweinegrippe im Jahr 2009 kam. Interdisziplinäre Zusammenarbeit wie im Beispiel der Zoonose-Bekämpfung wird im Jahr 2034 tatsächlich gelebt und ist nicht nur ein Schlagwort, um möglichst viele Forschungsgelder einwerben zu können. Die Erforschung menschlicher Erkrankungen basiert nicht mehr so stark auf experimentellen Mausmodellen, sondern immer häufiger kommen wichtige Impulse für die Humanmedizin aus der Erforschung ähnlicher Erkrankungen bei Haustieren. Neue Stammzelltherapien werden meistens an Hunden oder Katzen erprobt, bevor sie für den Menschen zugelassen werden. Zwar sind nicht alle diese neuen Therapieformen wirksam, aber in einigen Fällen können schwerkranke Haustiere geheilt werden, und die Aussagekraft der Studien ist häufig besser, da Haustiere in vielen Eigenschaften dem Menschen viel ähnlicher sind als Mäuse.

Die Studierenden im Jahr 2034 schätzen die günstigen Rahmenbedingungen an der Vetsuisse-Fakultät. Während in den meisten

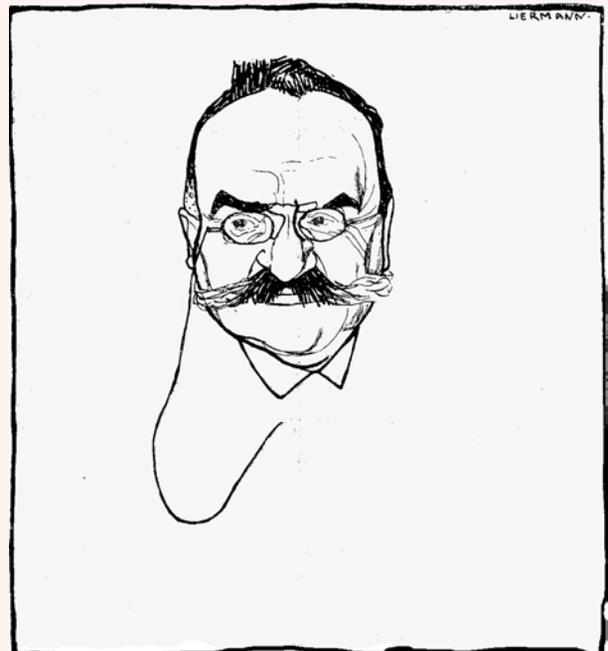
europäischen Ländern die finanzielle Ausstattung veterinärmedizinischer Fakultäten im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen gesunken ist, wurde die Vetsuisse-Fakultät stetig von ihren Standortuniversitäten Bern und Zürich sowie den verantwortlichen Politikern unterstützt. Die kontinuierliche und verlässliche Finanzierung hat entscheidend dazu beigetragen, dass die Vetsuisse-Fakultät als eine der besten veterinärmedizinischen Bildungsstätten weltweit angesehen wird und die Nachfrage nach Studienplätzen aus dem In- und Ausland sehr hoch ist. Weil nur die besten Studierenden zugelassen werden, gibt es kaum noch Studienabbrüche und die Lehrveranstaltungen haben ein sehr hohes Niveau.

Kontakt: Prof. Dr. Andreas Zurbriggen, Dekan der Vetsuisse-Fakultät Universität Bern, andreas.zurbriggen@itn.unibe.ch;
Prof. Dr. Tosso Leeb, Planungschef der Vetsuisse-Fakultät Universität Bern, tosso.leeb@itz.unibe.ch

175 Jahre Universität Bern

Nobelpreis-Nominierer aus der Uni Bern

Die Online-Schaltung der Nobelpreis-Nominierungen für den Friedens- und den Medizinpreis erlaubt einen Blick hinter die Nobel-Kulissen. Anderthalb Dutzend Professoren der Uni Bern hatten zwischen 1900 und 1950 Vorschläge für diese Preise hinterlegt. Philosoph Ludwig Stein meldete sich achtmal, um neben Bertha von Suttner mehrfach das Internationale Friedensbüro beziehungsweise dessen Leiter Elie Ducommun zu nominieren. Mit Erfolg! Zusammen mit Albert Gobat, der übrigens von keinem Berner Dozenten vorgeschlagen wurde, gewann Ducommun den Friedens-Nobelpreis 1910. Eifriger Nominierer war auch Carl Hilty. Er hatte originelle Vorschläge, die aber fast alle scheiterten. Weder der Dichter Leo Tolstoy, noch der Maler Paul Robert, noch die Liga «zur Vertheidigung der misshandelten Eingeborenen des Congostaats» wurden ausgezeichnet. Tragisch war das Schicksal von Friedensaktivist Carl von Ossietzky. 93 Mal portiert – unter anderem auch von den Berner Dozentinnen und Dozenten Anna Tumarkin, Jonas Fränkel und Fritz Marbach – konnte er als Nazi-Gefangener die Auszeichnung nicht entgegennehmen. Um 1909 den Medizin-Nobelpreis zu bekommen, hatten Theodor Kocher sechs internationale Nominierungen genügt. Leon Asher war an der Uni Bern der Arzt, der mit sechs Namensnennungen am meisten Mediziner – meist erfolglos – portierte. Ins Auge sticht insgesamt, dass die Namen der Nominierten und der Nominierenden kaum einmal übereinstimmen. Ging es damals tatsächlich gerechter zu als heute, wo das Nobelkomitee unter eigentlichem Korruptionsverdacht steht? *far*



Berns Erziehungsdirektor Albert Gobat erhielt 1910 mit Elie Ducommun den Friedensnobelpreis. Zeichnung Frieda Liermann.





Auf den Spuren unserer Vorfahren

Nicht nur 175 Jahre, sondern rund zwei Jahrtausende: So weit muss man zurückblicken, um auf die Ursprünge Berns auf der Engehalbinsel zu stossen. Im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums inszenierte das Institut für Ur- und Frühgeschichte & Archäologie der Römischen Provinzen anlässlich der «Brenodurum-Aktionstage» das Leben, wie es sich vor 2000 Jahren in der keltischen und später römischen Stadt Brenodurum abspielte. Typische Speisen, römische Badekultur, keltische Schmiedekunst, eine Modeschau für historische Kleidung und die Besichtigung von Grabfunden vermittelten den Besucherinnen und Besuchern ein lebhaftes Bild von der Archäologie und Geschichte einer der grössten Städte im keltischen Europa.



Die Philosophisch-historische Fakultät im Jahr 2034

Ein offener Wissensort des geistigen Widerstands

Der Blick voraus, auf das Jahr 2034, ermöglicht mir, aus Sicht der Philosophisch-historischen Fakultät eine Universität für die Zukunft zu denken, die im Spannungsfeld zwischen den Idealen der Humboldtschen Universität einerseits und der Universität als Dienstleistungsbetrieb im Zeitalter globalisierter Ökonomien andererseits situiert ist. Standen die 175-Jahr-Feiern im Schatten der Bologna-Reform, wehte der Geist verschulter Studiengänge und zügiger Abschlüsse, des Nützlichkeitsdenkens, der Effizienzkriterien und des Qualitätsmanagements durch ihre Gänge und Hörsäle, so ist zu hoffen, dass 25 Jahre später, im Jahr 2034, eine Reform der Reform stattgefunden haben wird, deren zaghafter Beginn schon 2009 auszumachen war. An so manchen universitären Bemühungen des Jahres 2009 lässt sich eine gewisse Sehnsucht der Universität ablesen, wieder geliebt und anerkannt zu werden als eine Stätte wissenschaftlicher Neugier und produktiven Denkens, anstatt allein als kundenorientierter Dienstleistungsbetrieb wahrgenommen zu werden.

Der während der 175-Jahr-Feier aufgebaute Kontakt zu Alumni der Universität fördert nicht nur die so wichtige Vernetzung von

Universität und Gesellschaft, sondern belebt auch den alten Gedanken der Alma mater und der ihr lebenslang zugewandten «societas magistrorum et discipulorum», der «Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden». Die 2009 an der Philosophisch-historischen Fakultät eingerichteten interdisziplinären Studienprogramme und die Graduiertenschule brechen durch ihre Modularisierung die disziplinär versäulten Studiengänge auf und fördern die im Zuge der Bologna-Reform ins Stocken geratene universitäre Gesprächskultur. Zu wünschen wäre, dass diese Anzeichen eines wachsenden Bedürfnisses nach einer Reform der Bologna-Reform in den nächsten Jahren konkrete Gestalt annehmen und wir im Jahr 2034 eine Universität Bern feiern können, die Teil einer globalen Hochschullandschaft geworden ist. Die Philosophisch-historische Fakultät wird einen wichtigen Anteil an dieser Entwicklung haben.

In ihren im Jahr 2008 gegründeten drei Forschungszentren wurde eine Neustrukturierung der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen in Gang gesetzt, die der Fakultät und damit auch der Universität ein neues Gesicht geben wird. Bis 2034 soll sich ein neuer Wissenskanon entwickelt

haben, welcher der Globalisierung unserer Wissensbereiche Rechnung trägt und sich jenseits einer kanonisierten Disziplinarität in Forschung und Lehre abbildet. So mögen in der Geschichtswissenschaft Lateinamerika, Afrika und Asien neben Europa ihren festen Platz erhalten, und in den Philologien und der Linguistik würden neben den auf die europäischen Traditionen ausgerichteten Wissensbeständen ganz selbstverständlich die aussereuropäischen Perspektiven miteinbezogen werden. Dementsprechend international wäre die Studierendenschaft. Und schliesslich: Die Fakultät und mit ihr die Universität wäre in einer globalisierten Wissensgesellschaft die Aufgabe wahrnehmen, im Sinne Jacques Derridas ein offener Wissensort der unbedingten Bekenntnisse und des geistigen Widerstands zu sein.

Kontakt: Prof. Dr. Karénina Kollmar-Paulenz, Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät, dekanin@histdek.unibe.ch



175 Jahre Universität Bern **Blind, lahm und brillant**

Es gab Dozenten an der Universität Bern, die ihre körperlichen Behinderungen mit eisernem Willen wettzumachen wussten, mehr leisteten und sich schliesslich auch in der Universitätshierarchie durchsetzen konnten. Der jurassische Lektor Emile Bessire war blind. Er schrieb nichtsdestotrotz seine schönen Briefe und gescheiterten Arbeiten selbst auf der Schreibmaschine und führte ab 1889 während 25 Jahren die Lehramtskandidaten «in die Regeln und Feinheiten der französischen Sprache» ein.

Schwieriger war es, als Hörbehinderter mit den Studierenden zu kommunizieren. Als Jonas Fränkel, 1921 noch zum Extraordinarius bestimmt, 1929 ordentlicher Professor und Lehrstuhlinhaber für neuere Literatur werden wollte, war seine Schwerhörigkeit mindestens einer der genannten Gründe, ihn nicht zu befördern. Ernst Blumenstein hingegen, schon als Kind mit der «littleschen Krankheit» geschlagen, wurde 1907 Ordinarius für Verwaltungs- und Steuerrecht. Lähmungen machten ihm das Gehen schwer und beim Schreiben musste seine linke Hand die rechte führen. Unverkennbar sind denn seine krakelig-grossen Schriftzeichen, mit denen er sich 1929 auch als Rektor und 1935 als Dekan mitteilte. Seine Nachfolgerin auf dem Steuerrechts-Stuhl wurde seine Frau Irene Blumenstein-Steiner, allerdings nur in der minderen Stellung der Extraordinaria. Sie durfte schliesslich ihre geschlechtsbedingte «Behinderung» überwinden und wurde 1964, kurz vor ihrer Pensionierung, zur allerersten Ordinaria der Universität Bern befördert. *far*



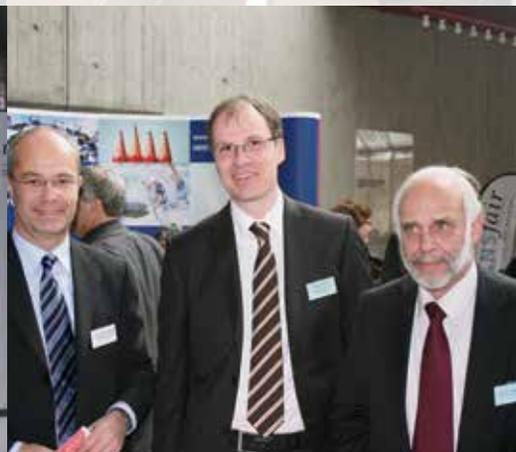
Abb. oben: Der blinde Emile Bessire (1852–1918), Lektor für Französisch, an seiner Schreibmaschine.

Abb. unten: Der gelähmte Ernst Blumenstein (1876–1951), Professor für Verwaltungs- und Steuerrecht, beim Lesen.



Bern liegt in Nordamerika: New Bern in North Carolina wurde im Jahre 1710 von Christoph von Graffenried gegründet. Der Berner Patrizler war auf der Suche nach Geld und Abenteuern nach Nordamerika ausgewandert. Ihm folgten bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts viele Eidgenossen, welche die Armut nach Übersee trieb. Auch heute noch packen Bernerinnen und Berner die Koffer und schlagen ihre Zelte jenseits des Atlantiks auf. In Köniz, Thun und Langenthal setzten Studierende des Instituts für englische Sprachen und Literaturen in der Wanderausstellung «Bern-Amerika: einfach!» Auswandererschicksale von einst und jetzt in packende Szenen um und begeisterten das Publikum.





Im Zentrum der politischen Macht

In Bern sind Politik und Verwaltung zu Hause. Bund, Kanton und Gemeinden gehören zu den wichtigsten Arbeitgebern. Im Jahr 2002 hat die Universität Bern das Kompetenzzentrum für Public Management (KPM) eingerichtet: Dieses unterstützt die öffentliche Verwaltung (Public Governance) in ihrem Bestreben, das Image der behäbigen Beamtenmentalität zu korrigieren. Im Jubiläumsjahr präsentierte sich das KPM der Öffentlichkeit – und zwar mit der online-Wahlhilfe «smartvote» an der BEA. An ein Fachpublikum richteten sich drei gut besuchte Tagungen mit prominenten Gästen – darunter die Bundesräte Ueli Maurer, Didier Burkhalter und Eveline Widmer-Schlumpf – zu den Themen «Public Private Partnership», «Gemeindefusionen» und «Talentmanagement» im öffentlichen Dienst (Bilder auf dieser Seite).

Die Philosophisch-humanwissenschaftliche Fakultät im Jahr 2034

Im Dienst der positiven menschlichen Entwicklung

Ich freue mich, Ihnen anlässlich des 200-Jahr-Jubiläums unserer Berner Universität die Philosophisch-humanwissenschaftliche Fakultät vorstellen zu dürfen. Gemessen am respektablen Alter der Universität ist unsere Fakultät ja noch ausgesprochen jugendlich-frisch: Gegründet erst 2005, erreicht sie jetzt gerade das Alter, in welchem unsere Absolventinnen und Absolventen üblicherweise nach Abschluss ihrer Dissertation in ihrer PostDoc-Phase stecken und mit einer Berufung auf eine Professur liebäugeln. Dazu können sie sich im In- und Ausland berechnete Hoffnungen machen, weil die Fakultät national und international einen ausgezeichneten Ruf genießt.

Das hat sie im Wesentlichen zwei Faktoren zu verdanken: zum Einen haben die verschiedenen Disziplinen unserer Fakultät, vielleicht auch als Folge ihrer relativen Kleinheit, es geschafft, einen konstruktiv-partnerschaftlichen Umgang untereinander aufrecht zu erhalten. Die Energie, die nur allzu leicht für interne Querelen verschwendet zu werden droht, wurde und wird immer noch gemeinsam im Interesse der Wissenschaft, der Lehre und der Forschung eingesetzt.

Zum Anderen wurde schon zu Beginn der Fakultätsgeschichte nach einem gemeinsamen Schwerpunkt gesucht, der sich nach intensiven Diskussionen schliesslich auch herauskristallisierte: die positive menschliche Entwicklung, die auf Lernen und Gedächtnisprozesse aufbaut, sich in psychischer Gesundheit und Wohlbefinden äussert und über die gesamte Lebensspanne hinweg die Voraussetzung darstellt, mit den zunehmend komplexeren Anforderungen an das Leben zurechtzukommen. Die aus diesem Schwerpunkt, dank Anschubfinanzierung durch die Universitätsleitung, entwickelten Forschungsprogramme mit interdisziplinärem und zum Teil interfakultärem Charakter und sehr intensiver nationaler und internationaler Kooperation haben hervorragende Ergebnisse erbracht. Heute können wir mit Fug und Recht behaupten, dass wir in der Lage sind, auf wesentliche Fragen und Probleme unserer heutigen Gesellschaft wissenschaftlich abgestützte, praktisch nutzbare Antworten geben zu können. Die Universitätsleitung hat dieses Potenzial erkannt und ist zu Recht stolz auf das zusätzliche Profilierungsthema.

In Anbetracht der riesigen ökologischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart hat auch die Politik die Bedeutung psychosozialer Ressourcen erkannt, nicht zuletzt aufgrund der Forschungsergebnisse aus unserer Fakultät. Berufsfelder, die zum Aufbau derartiger Ressourcen beitragen, haben erheblich an Ansehen gewonnen. Das führte dazu, dass die auf den Forschungsprogrammen aufbauenden Studiengänge sich richtiggehend zu Rennern entwickelt haben. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Studierendenzahlen der Fakultät immer noch steigen, wobei sich erfreulicherweise auch der Männeranteil erhöht hat. Und es ist schon jetzt abzusehen, dass die Fakultät bis zum nächsten Jubiläum der Universität Bern im Jahr 2059 eine weitere strukturelle Entwicklung durchgemacht haben wird.

Kontakt: Prof. Dr. Roland Seiler, Dekan der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät, roland.seiler@ispw.unibe.ch



175 Jahre Universität Bern

Die NSDAP, die Universität und ein politischer Mord

Am 4. Februar 1936, abends 8 Uhr, erschoss David Frankfurter, Sohn eines kroatischen Rabbiners, in Davos den NSDAP-Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff. Der 27-jährige Berner Medizinstudent, dessen Familie von den Deutschen deportiert worden war, hätte eigentlich Hitler töten wollen. Doch der war unerreichbar. Deutschland übte daraufhin starken Druck auf die schweizerischen Behörden aus. Die NSDAP-Presse überschlug sich mit Schmähungen und Drohungen. Die Schweiz mache aus dem Täter ein Opfer. Das psychiatrische Gutachten sei «ein kitschiges Plädoyer für den Mörder». Die eigentlichen Mörder sässen in den Schweizer Redaktionsstuben. Die NSDAP verwies auf die schweizerische «Hetze gegen Gustloff und die bewusste Herbeiführung einer Mordstimmung». Die Schweiz stehe im Sold der jüdischen «Weltverschwörung», wo die wirklichen Hintermänner und Drahtzieher zu suchen seien. Am 14. Dezember 1936 wurde Frankfurter unter großer Anteilnahme der internationalen Öffentlichkeit vom Bündner Kantonsgericht zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt. Am Ende des Krieges wurde er begnadigt, die Landesverweisung aber wurde erst 1969 aufgehoben. David Frankfurter, der dann in Israel lebte, kehrte besuchsweise noch einmal nach Bern zurück. «Eines Tages», erzählt Heidi Wyss, die jahrelang für die universitären Immatrikulationsdienste gearbeitet hatte, «stand ein Mann in der Kanzlei und sagte: «Ich bin der Mörder von Gustloff». Er besuchte die Stätten seiner früheren Studien. David Frankfurter starb 1982 in Tel Aviv. far

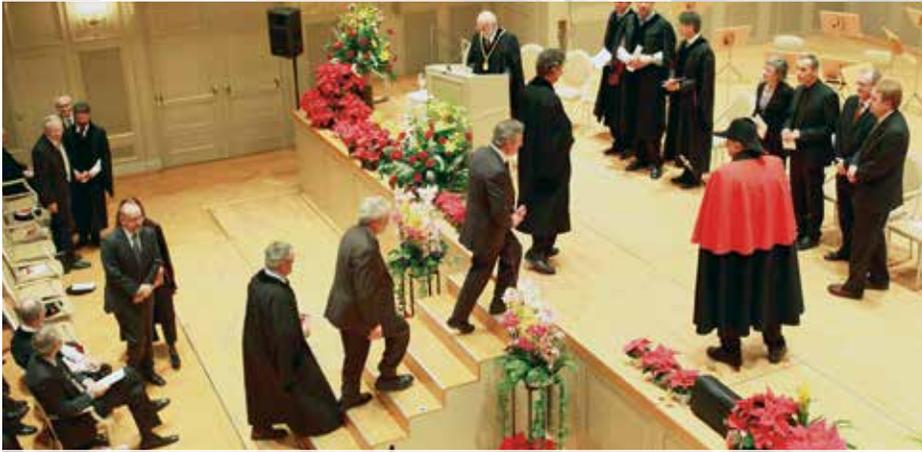
Böse Karikatur im «Schwarzen Korps», im Organ der SS, vom 27.2.1936. Die Nazis überschlugen sich mit Schmähungen und Drohungen. Die Schweiz mache aus dem Mörder ein Opfer und sei eine Marionette des «Weltjudentums».



In die Rolle des Chirurgen schlüpfen

Die Medizintechnik gehört zu den aussichtsreichsten Forschungsgebieten und Wirtschaftszweigen des 21. Jahrhunderts – und die Universität Bern spielt ganz vorne mit: 2006 hat sie einen spezialisierten Studiengang eingerichtet. Was die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am «ARTORG Center for Biomedical Engineering Research» entwickeln und erforschen, wurde im Jubiläumsjahr im Rahmen der Wanderausstellung «Moderne Chirurgie live erleben» an fünf Standorten im Kanton Bern präsentiert. Besucherinnen und Besucher konnten Studierenden bei simulierten Hightech-Operationen über die Schulter schauen und sogar selber Hand an die OP-Schere legen, beispielsweise bei der Sektion von Paprikaschoten.





Ein würdiger Abschluss

Die 175. Stiftungsfeier im Casino Bern bildete den offiziellen Abschluss des Jubiläums-Jahrs der Universität Bern. Mit einer neunminütigen Bilderschau zu den Sternstunden und Höhepunkten liess ein sichtlich erfreuter Rektor Urs Würgler am Dies academicus das Jahr Revue passieren. Traditionsgemäss wurden an diesem Tag auch die Ehrendokortitel der Universität Bern verliehen – unter anderen an die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel.



Die philosophisch-naturwissenschaftliche Fakultät im Jahr 2034

International anerkannt, regional verankert

Als im Jahr 2009 das Jubiläum «175 Jahre Universität Bern» gefeiert wurde, zeichneten sich einige interessante Perspektiven bereits ab. Die dynamische Entwicklung der Fakultät während der letzten 25 Jahre und die vielseitige Vernetzung übertrafen jedoch alle Erwartungen. Auf der einen Seite steht die internationale Zusammenarbeit und auf der anderen Seite die Verankerung im Kanton Bern.

Mittelschülerinnen und Mitschüler setzen sich frühzeitig mit ihrer weiteren Ausbildung nach der Maturität auseinander. Dozierende werden zu Vorträgen und Diskussionsrunden an Mittelschulen eingeladen. Diese Gespräche sind für alle jeweils sehr stimulierend. Informationstage an der Universität müssen mehrfach geführt werden, weil der persönliche Kontakt mit Forschenden und Lehrenden durch die stark ausgebaute elektronische Kommunikation nicht ersetzt werden kann. Oft wirkt wohl die elektronische Information als Appetitanreger für persönliche Kontakte mit Universitätsangehörigen. Glücklicherweise engagieren sich Studierende, Assistierende und Dozierende gemeinsam für die Interak-

tionen mit den Mittelschulen und für die «Tage der offenen Tür», die einem breiten Publikum zugänglich sind. Erfreulich ist die grosse Zahl ausländischer Studierender. Dies zeigt, dass die Ausbildungsgänge und dabei speziell die Master- und Doktoratsprogramme sehr attraktiv sind. Immer wieder dürfen wir grosse Erfolge ehemaliger Studierender unserer Fakultät bei ihrer späteren beruflichen Tätigkeit zur Kenntnis nehmen.

Die Forschungshilfsmittel haben sich während der letzten Jahrzehnte stark gewandelt. Wo im Jahr 2009 noch wartungsintensive Grossgeräte standen, sind jetzt wesentlich kompaktere und gleichzeitig leistungsfähigere Geräte anzutreffen. Diese Geräte erlauben es, Analysen mit Kleinstmengen durchzuführen oder in neue Dimensionen vorzustoßen. Die Gerätesteuerung und die Abfrage der Resultate können über die Armbanduhr erfolgen. Auf der anderen Seite werden mit leistungsfähigen Datenverarbeitungsanlagen die Detailmessungen in ein Gesamtbild integriert oder Prozesse simuliert. Glücklicherweise tragen neben den

etablierten Institutionen zur Forschungsförderung auch vermehrt Firmen und Privatpersonen zu Personal- und Ausrüstungskosten bei. Dies erlaubt es unserer Fakultät, mit modernsten Hilfsmitteln anstehende Probleme anzugehen. Andererseits sind ausgehend von der Forschungstätigkeit an unserer Fakultät eine Reihe neuer Firmen entstanden, welche die Wirtschaft im Kanton Bern beleben. Dies verstärkt wiederum das Interesse an unserer Arbeit.

Die Forschung und vermehrt auch die Lehre sind internationaler geworden. Aufwändige Forschungsinfrastruktur auf dem höchsten Stand kann nur in gemeinsamen Anstrengungen aufgebaut und betrieben werden. Ich danke allen Personen, die zur sehr guten internationalen Vernetzung unserer Fakultät – teilweise als Projektleiterinnen und Politiker – beitragen.

Kontakt: Prof. Dr. Urs Feller, Dekan der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, dekan@natdek.unibe.ch



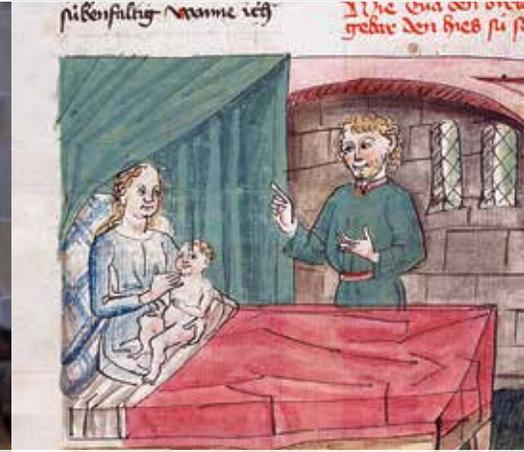
175 Jahre Universität Bern Der umgebettete Gelehrte

1896 wurden in einer eigentümlichen Feier zwei Berner Mathematiker postum geehrt, die europäischen Ruf genossen. Jakob Steiner (1796–1863), Bauernsohn aus Utzensdorf, hatte eine Berliner Dozentur für Geometrie einer Anstellung an der neuen Berner Universität vorgezogen. Er galt als Begründer der «synthetischen Geometrie» und entwickelte den für Ingenieure bedeutsamen «Steinerschen Satz». Dass seine Verdienste in Berlin nicht honoriert wurden, konnte er nie verwunden. Aus seiner Verbitterung riss ihn eine Zeitlang die Freundschaft mit dem jüngeren Ludwig Schläfli (1814–1895) aus Burgdorf. Steiner erkannte Schläflis Potenzial und ermöglichte ihm die Zusammenarbeit mit führenden Köpfen. So wurde aus dem Sprachgenie und mathematischen Autodidakten Schläfli ein Begründer der «n-dimensionalen Geometrie» und «Wegbereiter Albert Einsteins». Im Alltag unbeholfen und mit vielen Anekdoten bedacht, wirkte der «geniale Tölpel» erst ab 1872 als Ordinarius der Mathematik an der Uni Bern.

Steiner starb 1863 in Bern. Als der Monbijou-Friedhof in Bern, wo er begraben worden war, aufgehoben wurde, beschlossen Berner Mathematiker, ihren Altmeister zu exhumieren und sein Grab an neuem Ort zu bewahren. Während der Vorbereitung dazu verstarb auch Schläfli. So gab es am 18. März 1896 im Bremgartenfriedhof eine Doppelfeier: Der «grösste Geometer des Zeitalters», Jakob Steiner, wurde zu seinem 100. Geburtstag umgebettet und der «geniale Mathematiker» Ludwig Schläfli bekam hier ein ehrendes Grabdenkmal. *far*

Abb. oben: Jakob Steiner auf einer Porträttafel von Alfred Lanz, die heute versteckt im Institut für Exakte Wissenschaften ruht.

Abb. unten: Ludwig Schläflis Grab im Bremgartenfriedhof wurde aufgehoben. Das Grabdenkmal steht heute in Heimiswil – und auch das bloss provisorisch.



Der bunte Mix der Wissenschaft

Einmal unter professioneller Anleitung den Sternenhimmel beobachten – oder mit dem Trendforscher Matthias Horx in die Zukunft blicken: Das Jubiläumsjahr bot auch neben den Grossanlässen wie Fakultätstag oder Jubiläumsfest ein reichhaltiges Wissensprogramm für Jung und Alt. So konnte man in der Zentralbibliothek farbenprächtige Handschriften des «Parzival» bewundern oder im Münster dem Vokalensemble «Singer Pur» lauschen, Schulkinder im ganzen Kanton Bern erfuhren im Projekt «Rent a teacher» Wissenswertes über die Weltraumforschung – und durften selber Hand anlegen. Das ganze Jahr über war die Universität übrigens in Berns Strassen präsent: Mit dem Unitram, das regelmässig auf der Linie 9 verkehrte und manch neugierigen Blick auf sich zog.





Die Krux mit der europäischen Sprachenvielfalt

Offiziell bricht man in der EU eine Lanze für die Mehrsprachigkeit – und setzt diese in der Verwaltung mit Hilfe eines gigantischen Übersetzerapparates um. Weitaus schwieriger ist es jedoch, das Konzept Mehrsprachigkeit unter die 500 Millionen EU-Bürgerinnen und -Bürger zu bringen. Das zeigen auch die sprachpolitischen Untersuchungen von Berner Forschenden im Rahmen des Netzwerkes LINEE.

Von Simone Müller

Das jüngste Urteil des Europäischen Gerichtshofes in Strassburg erscheint in lupenreinem Deutsch auf dem Bildschirm. Ein Mausklick später liegt der Text auf Maltesisch vor. Oder Estnisch, Slowakisch oder Irisch, kurz in irgendeiner der 23 Amtssprachen der EU. Jeder offizielle Text der EU-Verwaltung muss zwingend in alle Amtssprachen übersetzt werden, mit jedem Beitritt eines Staates zur Union wird die Liste ihrer Amtssprachen länger, die Anzahl übersetzter Seiten nimmt sprunghaft zu. Alleine die EU-Rechtstexte umfassen rund 100 000 Seiten und müssen bei der Aufnahme eines Landes in die Union vollständig in dessen Amtssprache(n) übersetzt werden. Das jährliche Übersetzungsvolumen für die Europäische Kommission, den Rat und das Parlament beläuft sich inzwischen auf gut drei Millionen Seiten, Tendenz steigend. Umgekehrt hat auch jeder EU-Bürger, jede EU-Bürgerin das Recht, sich in der Amtssprache seines/ihrer Landes an die Union zu wenden, egal ob es sich um eine Klage beim europäischen Gerichtshof für Menschenrechte oder um eine einfache verwaltungstechnische Anfrage handelt.

Ein kleines Vorbild

Die Parallelen zum schweizerischen System, das auf Bundesebene ebenfalls vier Amtssprachen kennt, sind offensichtlich. Ebenso

wie die Kantone, denen die Bildungshoheit obliegt, in Sprachfragen weitgehend autonom sind, bestimmen auch die EU-Mitgliedstaaten die innerstaatliche Sprachpolitik selbst. «Tatsächlich war die Schweiz in dieser Hinsicht ein kleines Vorbild für die europäische Union», meint Iwar Werlen, Direktor des Instituts für Sprachwissenschaft an der Universität Bern. Dennoch, die eidgenössische Sprachpolitik und die Schweiz als in dieser Hinsicht «wohl best erforschtes Land Europas» sind kein Thema für die Gruppe von Sprachwissenschaftlern, die seit November 2006 unter Werlens Leitung im Rahmen von LINEE (s. Kasten) forschen. «Unser Forschungsfeld ist die Sprachpolitik der EU im Spannungsfeld zwischen dem Konzept «Mehrsprachigkeit» auf Unionsebene und nationaler Souveränität der einzelnen Staaten in Sprachfragen», umreisst Werlen den Untersuchungsgegenstand, der sich infolge «eines Aushandlungsprozesses zwischen den Beteiligten» ergeben habe. Die Beteiligten, das sind 80 Mitarbeitende aus neun europäischen Universitäten, die zusammen 60 Sprachen sprechen.

Feldforschung in Brüssel

Bis Ende 2009 gab es in der EU ein eigens für Mehrsprachigkeit zuständiges Kommissariat, präsiert vom rumänischen Politiker Leonard Orban. Mit Orban und vielen

andern Sprachpolitikern und Beamten haben die Berner Wissenschaftler zahlreiche Interviews geführt. Die Auswertung zeigt, dass sich die Sichtweise der europäischen Politik auf die Vielsprachigkeit der Union in den letzten Jahren geändert hat. Iwar Werlen spricht von einem Wertewandel: «Während man früher die Mehrsprachigkeit eher als Hemmschuh sah, der das Funktionieren von Europa behindert, wird die kulturelle und sprachliche Vielfalt heute als ein grosses Plus der Union gegenüber andern politischen Kräften, vorab der USA, gesehen.»

«Einheit in der Vielfalt» – der vielzitierte EU-Slogan gilt also auch in Sachen Sprache. In der EU-Verwaltung versucht man das Prinzip Mehrsprachigkeit mithilfe eines immensen Übersetzerapparates praktisch umzusetzen, weitaus schwieriger ist es jedoch, die rund 500 Millionen EU-Bürgerinnen und -Bürger einzubinden. Mehrsprachigkeit, also Fremdsprachenkenntnisse, werden unter anderem als individueller Wettbewerbsvorteil im gemeinsamen Arbeitsmarkt propagiert. Die offiziellen Empfehlungen der EU-Sprachpolitiker zielen darauf, dass alle EU-Bürgerinnen und -Bürger nebst ihrer Muttersprache noch mindestens zwei Fremdsprachen lernen. Zum einen die Sprache eines Nachbarlandes, zum andern eine so genannte «language of wider communication», eine



9 Universitäten, 80 Mitarbeitende, 60 Sprachen: Das Netzwerk LINEE spannt sich kreuz und quer durch Europa.

Sprache mit breiten Kommunikationsmöglichkeiten, was faktisch bedeutet: Englisch. Statistiken, die noch auf die Situation vor der EU-Osterweiterung von 2004 zurückgehen, belegen jedoch, dass beinahe 40 Prozent der EU-Bürgerinnen und -Bürger keine Fremdsprache sprechen (zum Vergleich: In der Schweiz geben 13 Prozent der Bevölkerung an, keine Fremdsprache zu sprechen).

Nationale Identität

Nicht nur die Umsetzung von sprachpolitischen Visionen im konkreten Alltag der EU-Bürgerinnen und -Bürger gestaltet sich schwierig, nicht selten gerät die Sprachpolitik der Union auch in Konflikt zur Sprachpolitik der Mitgliedstaaten. Patrick Studer, der als Postdoc im Rahmen von LINEE forscht und sich unter anderem mit Rechtsfällen aus dem Bereich Sprachpolitik befasst, illustriert das anhand eines Beispiels aus Irland. Ein Dubliner College gab einer holländischen Stellenbewerberin trotz ungenügender (und bei der Ausschreibung ausdrücklich verlangter) Irischkenntnisse den Vorzug vor inländischen, Irisch sprechenden Bewerbern. Das Bildungsministerium legte sein Veto ein, worauf die Holländerin Klage beim Gerichtshof der Europäischen Union (EuGH) einreichte. Dieser stützte die Ansicht des Ministeriums und somit die irische Politik, die Sprache als

Ausdruck und zugleich als ein Mittel zur Förderung von nationaler Identität und Kultur sieht. Und entschied mit dem Urteil gegen das Prinzip des freien Personenverkehrs, das Inländerbevorzugung ausdrücklich verbietet. «Der Fall zeigt deutlich, in welchem Spannungsfeld sich die europäische Sprachpolitik bewegt», kommentiert Studer.

Soziale Brisanz

Auch Iwar Werlen verweist auf die soziale Brisanz von Sprachfragen und konstatiert: «Mit der Entwicklung hin zu einer positiven Sicht der Mehrsprachigkeit ging oftmals die Negierung anderer Werte, zum Beispiel von historischer Erfahrung, einher.» Das zeigt das Beispiel Lettland, wo das Lettische während sowjetischer Herrschaft unterdrückt und im Gegenzug dann, nach der Unabhängigkeit Lettlands von Russland, mit Hilfe eines Sprachgesetzes das Russische verboten wurde. Im Vorfeld von Lettlands Bewerbung um eine EU-Mitgliedschaft signalisierte die Union Missfallen und legte Lettland nahe (im Einklang mit Russland, das im Rahmen der OSZE in dieselbe Richtung drängte), das Gesetz zu ändern. Iwar Werlen bringt das Dilemma auf den Punkt: «Sicher ist es positiv, wenn die russische Minderheit ihre eigene Sprache sprechen darf. Insbesondere für die ältere Generation der Letten ist Russisch aber mit sehr nega-

Europäisches Netzwerk

LINEE ist die einfache Abkürzung für den sperrigen Titel «Languages in a Network of European Excellence» («Sprachen im Netzwerk Europäischer Spitzenqualität») und steht für ein gross angelegtes Forschungsprojekt, das innerhalb des 6. Rahmenprogramms der Europäischen Kommission finanziert wird und die sprachliche Diversität Europas untersucht. Ziel der Zusammenarbeit ist der Aufbau eines wissenschaftlichen Netzwerkes, das nach Projektabschluss im Herbst 2010 längerfristig weiterbestehen soll. Mit dem Netzwerk soll die wissenschaftliche Fragmentierung der Mehrsprachigkeitsforschung in Europa überwunden werden. Neben der Universität Bern sind je eine Universität aus Polen, der Tschechischen Republik, Italien, Kroatien, Deutschland, England, Ungarn und Österreich beteiligt. Nachdem der belgische Sprachwissenschaftler Peter Nelde, Gründer und Initiator von LINEE, im Sommer 2007 verstorben war, wurde Professor Iwar Werlen die Gesamtprojektleitung übertragen. LINEE verfügt, auf vier Jahre verteilt, über ein Gesamtbudget von fünf Millionen Franken, das vom Projektkoordinator verwaltet wird. Die Universität Bern ist finanziell nur insofern beteiligt, als sie dem achtköpfigen Berner Team, zu dem auch eine Projektmanagerin gehört, Infrastruktur wie Büros und Computer zur Verfügung stellt sowie ungefähr ein Fünftel von Professor Werlens Arbeitszeit.

tiven Werten besetzt. Für sie bedeutete die Vorgabe der EU, die Sprache der früheren Unterdrückter wieder akzeptieren zu müssen.»

Eine griffige Sprachpolitik, das zeigen die Untersuchungen der Berner Forschenden, lässt sich nie isoliert vom jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld betreiben. «Sprachfragen sind emotional oft extrem aufgeladen und eng mit Ideologie und Macht verknüpft», sagt Patrick Studer. Die stets um Neutralität bemühte offizielle EU-Sprachpolitik kehrt sozialen Zündstoff mitunter ein wenig voreilig unter den Tisch. Allerdings, relativiert der Wissenschaftler, «ist eine objektive Mehrsprachenpolitik gar nicht möglich. Sie wird immer durch die Brille der eigenen Sprache und Kultur betrieben.» Und die lässt sich bekanntlich nicht so leicht ablegen.

Kontakt: Prof. Dr. Iwar Werlen, Institut für Sprachwissenschaft der Universität Bern, iwar.werlen@isw.unibe.ch

Autorin: Simone Müller ist freie Kulturjournalistin in Bern, simmu@bluewin.ch

Von armen kleinen Männern – und Frauen

Je ärmer, desto kleiner: Ein Forschungsprojekt an der Universität Bern erhärtet diese These – zumindest für die Vergangenheit. Kaspar Staub hat im Rahmen eines Nationalfondsprojekts gegen 100 000 Daten zur Körpergrösse der Schweizer Bevölkerung von 1800 bis 1950 erhoben, darunter erstmals auch rund 12 000 Frauen.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Es ist schon fast ein Running Gag: Wenn Nicolas Sarkozy mit einem anderen Staatsführer ans Mikrofon tritt, ist ein Fuss-Schemel nicht weit. Der kleine Präsident der «Grande Nation» will schliesslich auf Augenhöhe mit den Grossen der Welt sein. Womit einmal mehr klar ist: Die Körpergrösse zählt. Auch früher war das nicht anders. Wohlhabende Menschen waren in der Regel grösser, der sprichwörtliche «Kleine Mann» existierte tatsächlich.

Der Berner Historiker Kaspar Staub wollte es genauer wissen. Für seine Dissertation zum «biologischen Lebensstandard in der Schweiz 1800 bis 1950» bei Professor Christian Pfister (Abt. Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte) hat er gegen 100 000 Daten aus der deutschen Schweiz ausgewertet. Rund zwei Jahre hat er in diversen Archiven zugebracht. Als Quellen standen ihm dabei einerseits die Rekrutenkontrollen zur Verfügung, in denen seit 1875 Stellungspflichtige standardmässig erfasst wurden – darunter auch solche, die als dienstuntauglich eingestuft wurden. Ein zweiter Datenfundus waren Passregister (seit 1800). «Hier haben wir den Vorteil, dass auch Frauen vertreten sind», so Staub. Allerdings sind die Passregister nicht repräsentativ für die Gesamtbevölkerung. Denn: «In der Regel beantragten nur Angehörige der Mittel- und Oberschicht einen Pass, weil nur sie reisten.» Bezüglich der Frauen – bisher eine grosse Forschungslücke – kam Staub der Zufall zu Hilfe: Er ist in St. Gallen auf ein Gefängnisregister gestossen, welches seit 1830 sehr detaillierte Daten – nebst der Körpergrösse beispielsweise auch Angaben zum Bildungsstand sowie zum sozialen und familiären Hintergrund – der einzelnen Inhaftierten aufweist, auch für Frauen. «Dieses Gefängnisregister ist wirklich ein ausserordentlicher Glücksfall», sagt Staub. «Denn bis jetzt gibt

es sehr wenige Daten für Frauen – zumindest über einen längeren Zeitraum.» Die Zeit ist ein wichtiger Faktor für Staubs Untersuchung: Um aussagekräftige Daten zu gewinnen, müssen Beobachtungen über mehr als fünfzig Jahre vorliegen. Eine weitere Datenquelle waren Infomationen zu Schulkindern: In der Stadt Bern beispielsweise wurden sie erstmals 1887 gemessen, seit 1913 bis 1932 wurden die Erst- und Neuntklässler jährlich untersucht.

Vom Untergewicht zum Übergewicht

Im Sommer will der Historiker seine Dissertation abschliessen. Und er wird interessante Facts präsentieren können. Um 1800 waren im Kanton Bern Männer, die einen Pass beantragten, im Durchschnitt rund 170 Zentimeter gross, Frauen um 158 cm. Diese Erkenntnisse decken sich erstaunlich gut mit den Skelett-Körpermessungen aus Ausgrabungen im Kanton Bern unter der Leitung der Berner Medizinerin Susi Ulrich-Bochsler (Historische Anthropologie). 1878 waren die 19-jährigen stellungspflichtigen Schweizer im Durchschnitt 163,3 cm gross und damit rund 15 cm kleiner als 2009, als die Durchschnittsgrösse der Rekruten bei 178,2 cm lag. Würde sich das Wachstum in ähnlichem Tempo fortsetzen, «wäre in 130 Jahren jeder 10. Rekrut grösser als zwei Meter», sagt Staub lachend. Das ist natürlich reine Spekulation, eine kleine Spielerei am Rande, denn seit den 1970er Jahren bremst das fortwährend zunehmende Grössenwachstum wieder merklich ab.

«Verantwortlich für die seit den 1870er Jahren feststellbare Zunahme der Körpergrösse ist die so genannte Säkulare Akzeleration, die vor allem Umwelteinflüssen wie der Steigerung des Lebensstandards und der Verbesserung der Ernährung, des epidemiologischen Umfelds, der Arbeitsbelastung, der medizinischen Versorgung sowie

der Wohnverhältnisse zugeschrieben wird», erklärt Staub. Seine Erkenntnisse dürften auch ausserhalb der Historikerkreise auf Interesse stossen – und zwar angesichts der gegenwärtigen Debatte um das zunehmende Übergewicht in der Schweizer Bevölkerung. «Wir hatten eigentlich nicht damit gerechnet, auch Gewichtsangaben zu finden», so Staub. «Tatsächlich wurde aber bei Rekruten für gewisse Zeitfenster auch das Gewicht gemessen.» Daraus lässt sich der Body Mass Index (BMI) ableiten – also das Verhältnis von Gewicht und Körpergrösse – und mit heutigen Daten vergleichen. Dieser Vergleich zeigt: Bis 1879 waren knapp 12 Prozent der jungen Männer untergewichtig, knapp 1,5 Prozent übergewichtig, krankhafte Adipositas (Fettleibigkeit mit einem BMI > 30 kg/m²) gab es kaum. In den jüngsten Erhebungen (2009) sind 20 Prozent der rekrutierungspflichtigen Männer übergewichtig, 4,5 Prozent adipös, knapp 3,5 Prozent leiden an Untergewicht. Kritiker führen zwar ins Feld, dass der BMI nicht zwischen Fett- und Muskelmasse unterscheidet. Ein Bodybuilder könnte demnach schnell als übergewichtig gelten. Trotzdem: «Der Vergleich zeigt schon Tendenzen auf», so Staub. «Es ist wohl kaum so, dass so viele junge Männer extensiv Bodybuilding betreiben.»

Die soziale Umkehrung

War früher das Untergewicht ein Problem der Unterschicht und Übergewicht ein «Privileg» der Reichen, so ist es heute genau umgekehrt. Doch nicht nur das: Staubs Daten untermauern die These, wonach der soziale und berufliche Aufstieg tatsächlich mit der körperlichen Verfassung eines Menschen gekoppelt ist. Um das einordnen zu können, ist es wichtig zu

wissen, welche die wichtigsten Wachstumsphasen im Leben eines Menschen sind: Im Kleinkindesalter (1 bis 3 Jahre) ist der Wachstumsschub am grössten – man kann den Dreikäsehochs förmlich beim Wachsen zuschauen. Die nächsten wichtigen körperlichen Entwicklungsschritte kommen zwischen 6 und 8 Jahren sowie in der Pubertät. Nach 20 wachsen die meisten Menschen nur noch minim, und ab einem Alter zwischen 40 und 50 Jahren schrumpfen sie wieder. Der Grundstein für die endgültige Körpergrösse wird also in der frühen Kindheit gelegt. «Und die wichtigsten Umwelteinflüsse Ernährung, Krankheitsumfeld und Arbeitsbelastung waren in der Vergangenheit entscheidend durch den sozio-ökonomischen Hintergrund geprägt», erklärt Staub.

Blickt man nun ins 19. Jahrhundert, zeigt sich eindrücklich: Die Landbevölkerung war im Durchschnitt kleiner als Städterinnen und Städter. Ein möglicher Grund dafür: Bauernkinder wurden zu Hause als Arbeitskräfte eingespannt und fehlten insbesondere im Sommer monatelang in der Schule. Die schwere körperliche Arbeit gekoppelt mit mangelhafter Ernährung behinderte das Wachstum der Kinder nachhaltig. Diese Kinder waren also doppelt benachteiligt: Körperlich und intellektuell. Dies zeigt sich, wenn man auf Individual-ebene die schulische Leistung in der Pädagogischen Rekrutenprüfung, etwa im Lesen oder Rechnen, mit der Körpergrösse vergleicht: Kleinere 19-jährige Stellungs-pflichtige erreichten mit grösserer Wahrscheinlichkeit schlechtere Noten bei der schulischen Rekrutenprüfung. Erst die allgemeine Schulpflicht – die allerdings erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts mittels Bussen und Strafanzeigen auch durchgesetzt wurde – sowie qualitative Verbesserungen im Schulumfeld auch in abgelegenen Gebieten etwa des Kantons Bern, schoben dieser Entwicklung langsam einen Riegel. Aber auch in der Stadt – wo in der Regel weniger Kinder intensiver körperlicher Arbeit ausgesetzt waren – sind Grössenunterschiede zwischen den einzelnen Stadtteilen auszumachen. In den ärmeren Quartieren wie etwa der Matte waren die Schulkinder deutlich kleiner als im Kirchenfeld oder dem Breitenrain. Dieser Unterschied nach der sozialen Schicht lässt sich bis nach dem Ende des 2. Weltkrieges gut belegen.

Schulspeisung und Jodtabletten

Für arme Kinder war der Schulbesuch nicht nur für die intellektuelle, sondern auch für die körperliche Entwicklung besonders wichtig: Ende des 19. Jahrhunderts wurden in Bern Schülerspeisungen und die Ferienversorgung eingeführt. Jeweils im Winter-

halbjahr erhielten bedürftige Kinder in der Schule Suppe, Brot und Milch, im Sommer konnten schwächliche Schulkinder zur Erholung mehrere Wochen auf dem Land verbringen. Der Anteil der davon profitierenden Kinder nahm stetig zu – sprunghaft Anfang der 1920er Jahre; als mindestens ein Drittel der Schulkinder zusätzlich ernährt oder in Erholungskuren geschickt wurde. Dank den kontinuierlichen Messungen des damaligen Schul- arztes Paul Lauener liegen für die Zeit zwischen Ende des 1. und Ende des 2. Weltkrieges detaillierte publizierte Daten vor. So waren gegen Ende des 1. Weltkrieges besonders viele Kinder unterdurchschnittlich gross, in den 20er Jahren nahm dieser Anteil rasch ab. Staubs Fazit: «Der 1. Weltkrieg hatte einen Einfluss auf den Gesundheitszustand und das Wachstum der Schulkinder.» Und weiter zeigten die in den 20er Jahren intensivierten Schülerspei- sungen offenbar Wirkung.

Staub ist aber noch auf einen weiteren möglichen Grund für ein besseres Wachstum gestossen: In der Stadt Bern hatten rund 60 Prozent der Fünftklässler eine vergrösserte Schilddrüse oder sogar einen Kropf. Um dem entgegenzuwirken, verabreichte der Schularzt ab 1921 zuerst allen Erstklässlern wöchentlich jodhaltige Malztabletten. Die Massnahme zeigte Wirkung: Sobald wieder eine neue Schul- stufe erstmals die Jodtabletten erhielt, hatten immer weniger dieser Kinder eine vergrösserte Schilddrüse. Gleichzeitig nahm in diesen Klassen auch die Zahl der Kinder sprunghaft ab, die auffällig klein waren. «Moderne medizinische Untersuchungen zeigen, dass die Jodabgabe das Wachstum bei Kindern fördert», so Staub. «Es könnte also sein, dass die Kropfbekämpfung einen positiven Nebeneffekt hatte.»

Grösse als Vorteil – bis heute?

Der Historiker will sich allerdings nicht auf solche Aussagen behaften lassen; schliesslich ist er kein Mediziner. Aber seine akribische Recherche sowie die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Medizinern und Ökonomen öffnen das Feld für weitere Untersuchungen – bis in die Gegenwart. So waren etwa bei der Rekrutierung im Jahr 2005 Maturanden oder Studenten im Durchschnitt grösser als Angestellte im Industriesektor. Ob man daraus den Schluss ziehen kann, dass auch heute noch die Körpergrösse den Lebensweg eines Menschen mitbestimmt? Laut diversen Studien haben grössere Männer im Durchschnitt bessere Heiratschancen und bessere Karriere-möglichkeiten. Und bei gleicher Qualifikation können grössere Menschen sogar mehr verdienen, weil ihnen mehr Leistung und Durchsetzungsvermögen



Aus den Neuen Zürcher Nachrichten vom 7. Dezember 1935: «Der kleinste und der grösste Hufschmied des gegenwärtigen Hufschmied-Kurses in Thun. Der kleine Pierre Prud'home 156 Zentimeter, der grosse J. Meier 192 Zentimeter.»

zugetraut wird. Trotzdem ist Kaspar Staub überzeugt, dass die Körpergrösse «vor allem als Indikator für soziale und regionale Ungleichheiten im Wohlstand und in der Ernährung in der Vergangenheit» zählt. «Es wäre sicher interessant, die Körpergrössen-Entwicklung in der Schweiz bis in die Gegenwart genauer zu untersuchen», so Staub. Aber für ihn wird das Thema mit Abgabe seiner Dissertation und der Publikation von Fachartikeln erst einmal abgeschlossen sein. Dann will er sich der Gegenwart widmen – der Suche nach einem Job nämlich. Und da müsste er – gemessen an seiner Körpergrösse (193 cm) – gute Chancen haben.

Kontakt: Kaspar Staub, k.staub@bluewin.ch, Fachartikel zum Thema im *European Journal of Clinical Nutrition*: www.nature.com/ejcn/journal/vaop/ncurrent/labs/ejcn20107a.html

Ein kleines Wundergerät hilft kleinsten Patienten

Ein am Inselspital mitentwickeltes Gerät könnte die Behandlungsmethoden bei zu früh geborenen Kindern revolutionieren. Weil Medikamente damit in Luft gelöst und so eingeatmet werden, verursacht die Aufnahme keine Schmerzen.

Von Susanne Brenner

Mathias Nelle, Leiter der Neonatologie am Inselspital in Bern, hat ausschliesslich mit Neugeborenen zu tun. Geburtshelfer ist er aber nicht – ausser wenn es um die Umsetzung von Visionen geht: «Die Idee für einen Medikamenten-Vernebler stammt eigentlich nicht von mir, sondern von meinem Mitarbeiter Stefan Minocchieri», sagt er. «Aber ich habe mich für dieses Projekt sofort begeistert und entschieden, in diese Forschung und Entwicklung zu investieren.» Heute, nach sechs Jahren Entwicklungsarbeit beim deutschen Kooperationspartner, ist das kleine, unscheinbar wirkende Gerät am Patienten einsatzfähig. Es hat alle bisherigen Anwendungs- und Sicherheitsprüfungen bestanden. In den nächsten Monaten folgt die zweite klinische Anwendungsstudie im Inselspital. Wenn sie die bisherigen Erfolge bestätigt, kann bald eines der grössten medizinischen Probleme bei Frühgeborenen auf eine sanfte Art therapiert werden.

Wie Atemluft Medikamente transportiert

Herzstück des Verneblers ist eine kreisförmige Metallmembran von rund einem Zentimeter Durchmesser, die mit feinen, fürs blosse Auge nicht sichtbaren Löchern durchsetzt ist. Wird diese Membran in Schwingung gebracht, wird die eingeführte Flüssigkeit in kleinste Teilchen aufgespalten. Diese vermischen sich mit der im Gerät vorhandenen Luft, ein feiner Nebel entsteht. Er ist so fein, dass ihn ein zu früh geborenes Kind durch seine extrem engen Atemwege einatmen kann. In der Lunge angekommen, verteilt er sich im Lungenstamm und in den beiden Lungenflügeln und verflüssigt sich an der Oberfläche der Lungenbläschen wieder. Gebraucht wird dieser «Umwandler» vorerst, um den so

genannten Surfactant in die Lunge eines zu früh geborenen Kindes zu transportieren.

Die Atemfunktion unterstützen

Bei einem zu früh geborenen Kind ist die Lunge noch nicht ausgereift. Zudem fehlt auch eine fetthaltige Schicht namens Surfactant, die ab der 28. Schwangerschaftswoche gebildet wird und erst ab der 34. Woche ausreichend vorhanden ist. Surfactant ist ein englisches Kunstwort aus surface active agent und heisst übersetzt: grenzflächenaktive Substanz. Sie verringert die Oberflächenspannung der Lungenbläschen, beeinflusst deren Dehnbarkeit und verhindert einen Kollaps der Lungenbläschen am Ende der Ausatmung. Der Surfactant ist wichtig, damit die Lunge bei unreifen und zu früh geborenen Kindern funktionieren kann. Heute kann man diesen Surfactant mit einer Substanz ersetzen, die aus Lungen von Schweinen oder Rindern gewonnen wird. Die Flüssigkeit wird gewöhnlich mit einer Sonde in die Lunge gebracht. Die Kinder müssen dafür intubiert und künstlich beatmet werden. «Derartig aggressive Eingriffe sollten sich auf der Neonatologie künftig erübrigen, da sie negative Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes haben können», argumentiert Mathias Nelle, der mit ethischen Fragen in seinem Beruf äusserst bewusst umgeht. «Das Prinzip der schonendsten und minimalsten Behandlung muss auch den kleinsten Menschen eingeräumt werden.» Dies ist mit dem Surfactant-Vernebler gewährleistet, da der Patient schmerzfrei und aus eigenen Kräften das Medikament aufnehmen kann.

Bedürfnisse und Lebensrhythmus

Dass auf dieser Abteilung des Inselspitals nach neuen Behandlungsmöglichkeiten

gesucht wird, hat seinen Grund in einem neuartigen Behandlungsverständnis: Die kleinsten, zu früh geborenen Kinder benötigen viel medizinische Hilfe. Umso wichtiger ist es, dass die Eingriffe möglichst verträglich sind. Folgeschäden auf körperlicher oder psychischer Ebene sollten äusserst gering sein. Bereits heute sei man in dieser Hinsicht an einem anderen Punkt als noch vor zehn Jahren, betont Mathias Nelle. Bestätigen können das auch die Pflegeexpertin Lilliane Stoffel und Eva Cignacco, Hebamme und promovierte Pflegewissenschaftlerin. Das Team der Abteilung Neonatologie hat trotz unterschiedlicher Ausbildung und Aufgaben eine gemeinsame Mission: den Patienten und ihren Eltern die beste Betreuung und Behandlung zukommen zu lassen. «Als gelernte Hebamme war ich früher auf die Mutter fixiert. Das Kind war ja nach der Geburt da. Aber bei der Mutter hätte es noch Komplikationen geben können. Deshalb stand sie zunächst im Zentrum meiner Aufmerksamkeit», reflektiert Eva Cignacco ihre frühere Haltung. Heute vertritt die Pflegewissenschaftlerin und Dozentin am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel einen ganzheitlichen Pflegeansatz. In den vergangenen Jahren hat sie sich zudem intensiv mit dem Schmerzempfinden von Frühgeborenen auseinandergesetzt.

Schmerzforschung – was Frühgeborene tatsächlich spüren

Aus heutiger Sicht ist kaum zu glauben, dass man noch bis in die 1980er Jahre davon ausging, dass Frühgeborene keinen Schmerz verspüren. Erst zwei 1987 publizierte Studien, die zeigten, dass die Stressreaktionen abnehmen, sobald die Schmerzempfindlichkeit durch Opiate ausgeschaltet wurde, bewirkten ein Umdenken. Darauf wurde häufig Morphin als Schmerzmittel eingesetzt. Doch dieses bei Erwachsenen erprobte Medikament brachte, wie sich später erwies, bei Frühgeborenen nicht immer die erwünschte Schmerzlinderung. Heute weiss man, dass Frühgeborene Schmerzen noch ausgeprägter erleben als Erwachsene. Und zwar weil die Endorphinrezeptoren im aufsteigenden Nervensystem, die dazu dienen, den Schmerzreiz zu unterdrücken, sich erst in den letzten Schwangerschaftswochen entwickeln. Als Folge kann das zu früh Geborene den Schmerz nicht modulieren, was bedeutet, dass der Schmerz ungefiltert und sogar noch verstärkt wahrgenommen wird.

Wie Säuglinge Schmerz ausdrücken

In den 1990er Jahren begann man in Bern, den Schmerz bei Frühgeborenen systematisch zu erforschen. Der damals leitende

Arzt der Neonatologie am Inselspital stiess dieses Projekt indirekt an, weil er sich auf den Standpunkt stellte, dass die Pflegenden gar nicht wüssten, dass ihre kleinen Patienten wirklich Schmerzen erlitten. «Dieser Provokation mussten wir etwas entgegenhalten», erzählt Liliane Stoffel, Pflegeexpertin und Qualitätsbeauftragte in der Abteilung Neonatologie. «Deshalb entwickelten wir den «Berner Schmerzscore für Neugeborene»». Als Indikatoren von Schmerz wurden folgende Merkmale definiert: Art des Schlafs, des Weinsens, wie lange es braucht, bis sich das Kind beruhigt, Hautfarbe, Gesichtsmimik, Körperausdruck, ob die Atmung regelmässig und normal oder oberflächlich, schnell und unregelmässig ist, oder ob die Herzfrequenz erhöht ist. Am Anfang bestand gewisse Skepsis, ob der «Berner Schmerzscore für Neugeborene» in allen Fällen brauchbar sei. Es musste geklärt werden, wie zuverlässig die Angaben sind, ob alle Indikatoren für die Schmerzbestimmung benutzt werden können, und ob die Resultate objektiv sind. Aus diesem Grund wurden die definierten Schmerzzeichen vom Basler Institut für Pflegewissenschaft wissenschaftlich überprüft. Resultat: Mit diesem Raster kann Schmerz zuverlässig eingestuft werden. Die Pflegeexpertin Liliane Stoffel, die seit vielen Jahren damit arbeitet, erkennt blitzschnell, wenn ihre jüngsten Patienten Schmerzen haben. Weniger erfahrene Pflegenden lernen mit Hilfe der Tabelle «Berner Schmerzscore für Neugeborene», die Schmerzzeichen genau zu beobachten und systematisch zu überwachen.

Hinterfragen, ob das, was man tut, wirklich richtig ist

Pflegeforschung ist eng mit der Praxis verknüpft. Seit zehn Jahren existiert eine intensive Zusammenarbeit, und seit einigen Jahren gibt es einen Kooperationsvertrag zwischen dem Inselspital und dem Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel. Mathias Nelle unterstützt diese Kooperation aus Überzeugung. «Forschung, Lehre und die klinische Praxis profitieren davon, die Pflege wird besser, effizienter und kostengünstiger.» Zu Kosteneinsparungen führten beispielsweise die Erkenntnisse der Schmerzforschung. Als Folge werden heute in erster Linie nicht medikamentöse Mittel angewendet. Dazu zählen das Einwickeln der Kinder, bestimmte Haltetechniken, damit sich die Frühgeborenen besser spüren, oder dass Eltern die Kinder auf den Körper nehmen. Eines der effizientesten und günstigsten Schmerzmittel ist eine zuckerhaltige Lösung, Saccharose genannt. Alle diese Behandlungen sind wirksam und lösen keine Nebenwirkungen aus.



Frühgeborenes Kind in der Isolette, das drei Monate zu früh geboren worden ist.

Folgedessen müssen keine Schäden behandelt werden, der Patient bleibt insgesamt gesünder.

Für andere Medikamente einsetzbar

Die Würde des Menschen ist in der Abteilung Neonatologie des Inselspitals Bern ein zentrales Thema. Die kleinsten Patienten werden als vollwertige Menschen wahrgenommen. Sie stehen im Zentrum der gemeinsamen Behandlung. Ihre Fähigkeiten und ihr Lebensrhythmus sind massgebend für Medizin und Pflege. Dass auch die Eltern einbezogen und auch betreut werden müssen, ist heute ebenfalls selbstverständlich. Die Pflegeforschung hat sich in den letzten zehn Jahren vermehrt um die Belange der Neonatologie gekümmert. Dass kürzlich publizierte Studien aus den USA einen direkten Zusammenhang zwischen medizinischen Eingriffen und kognitiven Störungen belegen konnten, zeigt ebenfalls, dass der in Bern gefahrene Kurs der «sanften» Behandlung Erfolg versprechend ist. Der Berner Surfactant-Vernebler ist ein weiterer Schritt auf diesem Weg, ermöglicht er doch eine äusserst «sanfte» Medizin. Denkbar wäre, dass nicht nur der Surfactant, sondern auch andere Medikamente, die heute gespritzt werden, vernebelt und vom Frühgeborenen eingeatmet werden könnten. Und das alles weitgehend schmerzfrei.

Kontakt: Mathias Nelle, Abteilungsleiter der Neonatologie, Universitätsklinik für Kinderheilkunde Inselspital, mathias.nelle@insel.ch
Liliane Stoffel, Pflegeexpertin, Neonatologie, Universitätsklinik für Kinderheilkunde Inselspital, liliane.stoffel@insel.ch
Eva Cignacco, Pflegewissenschaftlerin und Dozentin am Institut für Pflegewissenschaft der Universität Basel, eva.cignacco@unibas.ch



Kleines Gerät mit grosser Wirkung – eFlow Vernebler für eine neue sanfte Therapie für Frühgeborene: Das Medikament wird über in den Trichter oben rechts zur Membran im Innern (blauer Ring) geführt, wo es vernebelt wird. Über die Öffnung links verlässt das vernebelte Medikament das Gerät und gelangt via Nasenschläuche in die Lunge der kleinen Patienten.

Information: Der Surfactant-Vernebler wird im Rahmen eines Kooperationsprojektes zwischen dem Inselspital und der Herstellerfirma PARI Pharma in München, einem Spezialisten auf dem Gebiet der Inhalationstherapie, entwickelt.

Autorin: Susanne Brenner ist freie Wissenschaftsjournalistin in Gümligen bei Bern, susanne.brenner@bluewin.ch

Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt?

Die Vielzahl von Konflikten und der Ruf nach einem schlanken Staat haben eine alte Branche zu neuer Bedeutung geführt: Private Militärfirmen bedrohen das Gewaltmonopol. Ein Buch bietet einen historischen Überblick.

Von Marcus Moser

Prof. Stig Förster: Sie sind Mitherausgeber des Buchs mit dem romantisch klingenden Namen «Rückkehr der Condottieri?». Wer sind diese Condottieri, die vielleicht zurückkommen?

Romantisch ist das ganz und gar nicht: Bei den Condottieri handelte es sich um Söldner, Berufssoldaten, die in der Renaissance grosse Teile Italiens und Europas verwüstet haben. Sie waren auch für den Sacco di Roma, die Plünderung Roms 1527 verantwortlich und haben grosses Unheil angerichtet. Wir haben diesen Titel gewählt, weil wir in jüngster Zeit mit dem massierten Auftauchen privater Militärfirmen ähnliche Vorgänge wie vor der Einrichtung des staatlichen Gewaltmonopols beobachten können.

Wie ist es zum staatlichen Gewaltmonopol gekommen?

Das kann man nicht in Epochen einteilen, das ist mehr ein Strukturphänomen. Ein Anspruch auf ein staatliches Gewaltmonopol existierte bereits im römischen Kaiserreich, Dschingis Khan hat das für die Mongolen im Mittelalter dekretiert. In der europäischen Geschichte der Neuzeit setzt die Entwicklung des staatlichen Gewaltmonopols mit dem Ende des 30-jährigen Krieges im 17. Jahrhundert ein. Die privaten Kriegsunternehmer wurden durch die Staaten mehr und mehr verdrängt, einzig private Rüstungsfirmen schliesslich noch geduldet. Der Staat verfügt seither über die Gewaltmittel und bestimmt deren legitimen Einsatz.

Und die Gewalt gegen aussen – der Krieg – wurde durch die Genfer und die Haager Konventionen geregelt?

Ja. Der Krieg wurde als ein Ereignis zwischen Staaten verstanden und ab 1864 durch verschiedene Konventionen geregelt. Diese Konzeption liegt dem internationalen Völkerrecht zugrunde, aber auch Organisationen wie den Vereinten Nationen.

Das Bild vom Krieg hat sich verändert: Gesprochen wird von «low intensity war» oder von asymmetri-

schen Kriegen. Wie würden Sie die Änderungen beschreiben?

Wir beobachten seit einigen Jahrzehnten einen Anstieg gewaltsamer Auseinandersetzungen, deren Initiatoren und Träger nicht mehr staatliche Organisationen sind. Einigen Beobachtern gilt der 11. September 2001 mit den Anschlägen in den USA als Stichtag; die Entwicklung reicht indes weiter zurück. Staaten werden von privaten Organisationen, von Terrororganisationen wie Al-Kaida und anderen, angegriffen und schlagen zurück. George W. Bush erklärte damals den «War on Terror». Ob das dann Krieg ist oder ob man nicht viel eher von Polizeiaktionen sprechen müsste, ist umstritten. Neu ist aber eben auch, dass die Reaktion zum Teil unterstützt und getragen wird von privaten Organisationen, von privaten Militärfirmen im Auftrag von Regierungen oder Privaten.

Stichwort PMC

Das Dreibuchstabenkürzel PMC steht für «Private Military Companies», für private Militärfirmen. Der Trend zur staatlichen Auslagerung militärischer Aktivitäten an private Militärfirmen ist seit 1989 und dem Ende des Kalten Krieges vermehrt zu beobachten und hat mit dem Irak-Konflikt einen neuen Höhepunkt erreicht. Das Tätigkeitsfeld privater Militärfirmen umfasst Logistik, IT, Wartung, Ausbildungs- und Trainingsaufgaben sowie bewaffnete Sicherheitseinsätze – auch in Konfliktgebieten. Die Nachfrage nach privaten Militärfirmen wächst insbesondere in Situationen, in denen staatliche Akteure zur Aufrechterhaltung minimaler Sicherheitsaufgaben wegen interner Konflikte nicht mehr in der Lage sind. Als Auftraggeber wirken neben Staaten auch Privatunternehmen. Das Wachstum der privaten Militärfirmen wirft (völker-)rechtliche Fragen auf, insbesondere deren Einsatz in bewaffneten Konfliktsituationen. Allein im Irak wird die Gesamtzahl von Mitarbeitenden privater Militärfirmen auf bis zu 50 000 Personen geschätzt. *mm*

In der konventionellen Lesart war Krieg immer ein Ereignis zwischen Staaten. Was wir nun beobachten können, ist die Privatisierung der Gewalt.

Stig Förster



Das wäre also die Rückkehr der Condottieri?

Ja. In der konventionellen Lesart war Krieg immer ein Ereignis zwischen Staaten. Was wir nun beobachten können, ist die Privatisierung der Gewalt: Einerseits «von unten», durch Terroristen, Banden, Guerillas oder das organisierte Verbrechen. Und als Antwort andererseits die Privatisierung der Gewalt «von oben», durch private Militärfirmen – im Auftrag von Staaten oder Firmen.

Ein bekanntes Beispiel ist die Militärfirma «Blackwater» ...

«Blackwater» wurde im Irak als Vertragspartner des US-Militärs eingesetzt und mit diversen Aufgaben betraut. Das Spektrum reichte von Logistikunterstützung über Wartung und Schulung bis hin zu Sicherheitsaufgaben und Militäreinsätzen. Im Irak zu Zeiten von George W. Bush wurden zum Beispiel zivile Repräsentanten nicht etwa vom Militär geschützt, sondern von privaten Unternehmen wie «Blackwater» und anderen. Sicherheitsaufgaben, die eigentlich von militärischen Instanzen durchgeführt werden müssten, wurden also an Private delegiert. Es gibt auch Indizien, wonach Mitarbeiter von «Blackwater» im berüchtigten Gefängnis Abu Ghraib Dinge taten, die Militärs durch die Genfer Konvention verboten wären. Aber es ist nie ein Mitarbeiter von «Blackwater» zur Rechenschaft gezogen worden. 2008 hat sich die Firma aus Imagegründen einen neuen Namen gegeben und heisst nun «Xe».

Worin liegen die Gründe für die Privatisierung militärischer Aufgaben?

Im Falle der USA und Grossbritanniens ist das zunächst ideologisch bedingt: Der Neoliberalismus mit seiner Ideologie des schlanken Staates fordert ja, dass privat gemacht wird, was privat gemacht werden kann. Nach dem Ende des Kalten Krieges sind Truppenstärken verkleinert und Soldaten demobilisiert worden. Damit stehen privaten Dienstleistern viele qualifizierte Fachkräfte zur Verfügung. Ein weiterer Grund liegt auf der Kostenseite: Die offiziellen Budgets für Militärausgaben

können so kleiner gehalten werden; gleichzeitig wird die Beanspruchung der offiziellen Streitkräfte reduziert und damit die innenpolitische Legitimation verbessert.

Und es gibt weniger tote Soldaten, welche die Stimmung im Heimatland belasten ...

Es gibt nicht nur weniger tote Soldaten und weniger Medienaufmerksamkeit, es gibt auch weniger Rentenansprüche, keine Zahlungen für Invalidität und so weiter. Auch dieser Teil des offiziellen Budgets wird durch den Einsatz von privaten Militärfirmen entlastet.

Die Ideologie des Schlanken Staates wird also aufs Militär angewendet; die Kernkompetenz des Militärs ist der Kampf, der Rest wird an Private vergeben?

Das wird aus vielen Äusserungen deutlich. Interessant ist ja auch, welche Staaten das nicht tun. Für China zum Beispiel wäre derartiges Verhalten unvorstellbar: Im kommunistischen China ist das Gewaltmonopol heilig.

Was bedeutet dies für die Einhaltung der Genfer Konventionen in Konflikten?

Die beziehen sich nur auf die Taten von Staaten und staatlichen Behörden. Hier entsteht eine Grauzone, die von der rechtlichen Formalisierung nicht erfasst wird. Die privaten Unternehmer entziehen sich parlamentarischer Kontrolle und unterliegen in Übersee nicht dem Heimatrecht. Zudem sind die rechtlichen Strukturen im Einsatzgebiet meist schwach. Was bedeutet, dass diese Organisationen für ihre Handlungen nicht belangt werden können. Sie bewegen sich in einem rechtsfreien Raum. Die wirklich schmutzigen Dinge kann man durch private Militärfirmen machen lassen; die Armee hält sich aus solchen Handlungen heraus. Im Januar 2010 wurden Prozesse in den USA gegen angeklagte Mitarbeiter von «Blackwater» eingestellt.

Historisch betrachtet sind private Militärfirmen aber eben nichts Neues.

Wir haben uns in den letzten rund 200 Jahren daran gewöhnt, das Gewaltmonopol beim Staat zu sehen. Die jüngste Geschichte zeigt: das muss nicht so sein. Vielleicht war dies nur eine Übergangsphase.

Stig Förster



Stimmt. Die Herausbildung des staatlichen Gewaltmonopols ging Hand in Hand mit der Zurückdrängung der privaten Kriegsfirmen; die staatlichen Armeen wurden gewissermassen selbsttragend, nur private Rüstungsfirmen gibt es noch. Wir haben uns in den letzten rund 200 Jahren daran gewöhnt, das Gewaltmonopol beim Staat zu sehen und gingen davon aus, dass dies so sein muss. Die jüngste Geschichte zeigt: Das muss nicht so sein. Vielleicht war dies nur eine Übergangsphase.

Was bedeutet dies?

Diese Tendenz ist äusserst gefährlich. Sie destabilisiert die Staaten und die internationale Staatengemeinschaft. Das staatliche Gewaltmonopol ist eine der Grundvoraussetzungen für den modernen Rechtsstaat. Wer das Gewaltmonopol angreift, greift den Rechtsstaat an. Die Folgen wären unermesslich.

Es gibt immer mehr so genannte «failed states», Staaten, die das Gewaltmonopol nicht mehr durchsetzen können. Wäre in diesen Fällen die Sicherung des Gewaltmonopols durch eine übergeordnete Körperschaft eine Option?

Kaum. Stabilität wird regional und lokal geschaffen. Wenn das – wie zum Beispiel in Somalia – nicht mehr geht, herrscht Chaos. Die UNO oder die NATO könnten hier ein stabilisierendes Element einbringen, aber nur dann, wenn sie über entsprechende Machtmittel verfügten. Aber die bekommen sie aus politischen Gründen meistens nicht.

Sicherheit ist ein zentrales Gut. Auch hier bei uns fällt auf, dass anstelle der Polizei immer häufiger private Sicherheitsdienste Präsenz markieren. Ein erster Schritt in die falsche Richtung?

Wir leben hier vergleichsweise im tiefsten Frieden. Aber es ist schon so: Sicherheit wird immer mehr zu einer Ware. In den Grossstädten sind es private Sicherheitsfirmen, die Sicherheit garantieren, in den Peripherien militärisch agierende Militärfirmen. Sicherheit wird – als Tendenz – nur noch selektiv vergeben, weil sich ärmere Bevölkerungsschichten das nicht mehr leisten können. In einigen Ländern dieser Welt, den «failed states», ist gefestigte Staatlichkeit inklusive Gewaltmonopol nicht mehr zu etablieren. Diese Länder sind ein Tummelplatz für private Gewaltorganisationen im Dienste privater Gewinninteressen.

Kontakt: Prof. Dr. Stig Förster, Abteilung für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte, Historisches Institut, stig.foerster@hist.unibe.ch

Zum Buch: Förster / Jansen / Kronenbitter (Hrsg.): *Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart.* Schöningh 2010. Siehe Buchhinweis S. 51.

Prof. Dr. Stig Förster (1951) lehrt seit 1994 Neueste Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Bern. Sein Arbeitsfeld umfasst auch die Geschichte des Krieges und des Militärs in globaler und gesellschaftlicher Perspektive. Er ist Erster Vorsitzender des Arbeitskreises Militärgeschichte und Mitherausgeber der Publikationsreihe «Krieg in der Geschichte».

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «download».





Das glückliche Ende eines Kindheitstraums

Am Anfang war ein Mädchentraum: Tierärztin. Heute ist Marie-Pierre Ryser Leiterin der Abteilung für Wildtiere am Zentrum für Fisch- und Wildtiermedizin der Universität Bern. Mit ihrem einstigen Traumberuf hat das wenig zu tun. Dafür weiss sie über jeden toten Luchs der Schweiz Bescheid.



Von Astrid Tomczak-Plewka

Es lebte einmal ein Mädchen in einer Stadt namens Genf. Das Mädchen hatte einen Hund – benannt nach «Aslan», dem Löwen aus den Narnia-Romanen von C. S. Lewis. Der Berner Sennenhund hatte aber nicht die Konstitution eines Löwen: Er war chronisch krank. Die Eltern des Mädchens konsultierten einen Tierarzt nach dem anderen – dem Hund war nicht zu helfen. Das Mädchen fasste einen Vorsatz: «Eines Tages werde ich Tierärztin und ich werde den Tieren zu helfen wissen!» Dieser Vorsatz hielt das Mädchen bei der Stange, wenn es mal keine Lust hatte, zur Schule zu gehen. Aus dem Mädchen wurde eine junge Frau. Sie ging nach Bern zum Studium, lernte Deutsch – und wurde Tierärztin. Und so behandelt sie noch heute Katzen, Meerschweinchen und Hunde. Und macht kleine Mädchen glücklich, weil sie deren kranken Vierbeiner heilt.

So könnte die Geschichte enden

Doch diese Geschichte nimmt einen anderen Lauf: Marie-Pierre Ryser hat sich von ihrem Kindheitstraum verabschiedet. Ihr Berufsleben kreist nicht um kranke Haustiere. Sondern um Luchse, Steinböcke, Füchse und Marder. Die 38-Jährige ist Leiterin der Wildtierabteilung am Zentrum für Fisch- und Wildtiermedizin der Universität Bern. Jeder Luchs oder Wolf, der in der Schweiz geschossen wird, landet hier, wird seziert und eingehend untersucht. Für Luchse, Wölfe und Bären herrscht eine Meldepflicht. Dazu kommen andere tote Wildtiere, die von Tierhaltern, Wildhütern und Jägern eingeliefert werden: Füchse, Dachse, aber auch Vögel, Rehe, Gämsen, manchmal ein Steinbock, Biber, ab und zu Hasen. Rothirsche fast nie, ab und zu aber auch Schafe – weil die Universität Bern auch in der so genannten Rissdiagnostik tätig ist, also untersucht, wie ein von einem Wildtier gerissenes Schaf genau zu Tode gekommen ist. Insgesamt sind es 200 bis 300 Tiere jährlich. Marie-Pierre Ryser liest alle Diagnostikberichte, zum Skalpell greift sie nur noch selten. Wird ein Luchs eingeliefert, seziert sie allerdings gern selber, sofern es ihre Zeit erlaubt – aus besonderem Interesse. Ryser war über mehrere Jahre in einem Luchs-Projekt engagiert. «Überwindung brauche ich dann, wenn ich ein Tier lebend in der Hand hatte und es später aufschneiden muss.» Etwa, wenn sie ein Tier einschläfern musste. Doch in dem Moment, wo das Tier auf dem Seziertisch liegt, schiebt die 38-Jährige ihre Emotionen zur Seite und wird zur Vollblutwissenschaftlerin. «Dann sehe ich nur noch Organe.

Wenn ein Tier tot ist, kann man es wegschmeissen. Oder aber man schneidet es auf – und kann unheimlich viel lernen.»

Warum aber entfernte sich die junge Genferin von ihrem Mädchentraum? «Nach dem Studium hatte ich Lust auf neue Herausforderungen», sagt sie. Während ihres Studiums hatte eine Staupe-Epidemie die Robbenbestände dezimiert. «Das fand ich spannend, und ich habe alle möglichen Stellen auf der Suche nach einem Forschungspraktikum angeschrieben», erinnert sie sich. Ein erster Schritt in Richtung Wildtierforschung, der allerdings kein Echo auslöste. Um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen und vor allem eine geplante Australienreise zu finanzieren, jobbte die frisch gebackene Veterinärmedizinerin im Schlachthof und im «Big Ben», einem Pub in der Nähe des Tierspitals in der hinteren Länggasse. Ein Stammgast dort war ehemaliger Doktorand in der Wildtierabteilung und machte die Genferin darauf aufmerksam, dass die Abteilung einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin für ihn sucht. «Ich habe mich zwar beworben, war aber nicht sehr interessiert. Ich wollte nicht in die Pathologie.» Tote Tiere aufschneiden – nein, das war nicht das, wovon sie als Kind geträumt hatte. Trotzdem liess sie sich bewegen, eine Dissertation zu schreiben – und zwar über die Gämsblindheit, eine Krankheit, die bei vielen Tieren zum Tod führt. Die Forschungsarbeit gefiel ihr schliesslich doch, dennoch war ihr immer klar: «Ich will in die Praxis.» Sie bekam eine Stelle in einer Tierarztpraxis angeboten, hatte aber zu diesem Zeitpunkt ihre Dissertation noch nicht abgeschlossen. «Ich war hin- und hergerissen, entschied mich aber, zuerst meine Diss zu beenden.» Anschliessend absolvierte sie ein Post-Doc-Programm in Schweden – und setzte sich dort zum ersten Mal intensiv mit dem Luchs auseinander. Zurück in der Schweiz wurde ihr klar: «Ich muss jetzt in die Praxis. Wenn ich es jetzt nicht tue, werde ich immer frustriert sein.» Just zu diesem Zeitpunkt war die Leitung der Wildtierabteilung neu zu besetzen – und Marie-Pierre Ryser wurde ermuntert, sich zu bewerben. Einmal mehr war sie hin- und hergerissen zwischen dem an sich verlockenden Job und dem alten Wunsch, als Tierärztin zu arbeiten. Sie bewarb sich für die Stelle, machte aber nach dem Bewerbungsgespräch einen Rückzieher. «Ich ging mit einem ganz leichten Herzen aus diesem Gespräch raus», sagt sie rückblickend.



Eine mutige Entscheidung. Denn danach war Ryser ein Jahr arbeitslos, half als unbezahlte Praktikantin in einer Kleintierpraxis aus. Aus dieser Tätigkeit entstand später ein Zehn-Prozent-Job, den sie neun Jahre lang behalten sollte – bis Ende 2009. Parallel dazu fand sie eine Teilzeitstelle in einer Kleintierpraxis in Yverdon, ausserdem einen 20-Prozent-Job im Bundesamt für Veterinärwesen (BVET). Weiter war sie im Schweizer Luchsumsiedlungsprojekt engagiert – und machte nebenbei noch Übersetzungen. Aus der arbeitslosen Akademikerin war ein ruheloser Hansdampf in allen Gassen geworden. «Während der Fangsaison habe ich tagsüber in der Praxis gearbeitet und nachts im Feld», erinnert sie sich lachend an diese Zeit – und man kann sich gut vorstellen, dass die sportliche Frau keine reine Schreibtischtäterin ist, sondern dass es sie immer wieder in die «freie Wildbahn» zieht, nahe an ihre Forschungsobjekte. Eine gewisse Ruhelosigkeit liegt in Marie-Pierre Rysers Charakter: «Ich fand schon immer, dass die Tage zu kurz sind. Als Teenager habe ich mal ausgerechnet, dass ich mindestens sechs Leben bräuchte, um alles zu tun, was ich gerne tun würde.» Marie-Pierre Ryser spricht immer wieder von der Zerrissenheit, die sie in dieser Zeit in sich spürte: Die Zerrissenheit zwischen ihrem Kindheitstraum und der Forschung, der praktischen und der akademischen Arbeit. Und dann war da auch zunehmend der eigene Kinderwunsch – kurz: viele Bedürfnisse, die unter einen Hut gebracht werden sollten. Und just in diesem Moment kam erneut die Anfrage, die Leitung der Wildtierabteilung zu übernehmen. «Da ich eine Familie gründen wollte, wollte ich nur 50 Prozent arbeiten – und habe dies im Vorstellungsgespräch auch deutlich gemacht. Ich dachte, dass diese Vorgabe nicht akzeptiert würde.» Umso überraschter war sie dann, als sie eine Zusage erhielt.

Seit Anfang dieses Jahres hat die mit einem Biologen verheiratete Wissenschaftlerin ihre Nebenbeschäftigungen aufgegeben und widmet sich ganz ihrem mittlerweile aufgestockten Job an der Universität und ihren zwei Kindern. Dass sie sich damit von ihrem Kindheitstraum entfernt hat, ist kein Problem mehr. «Ich habe ja einen Teil dieses Traums verwirklicht, indem ich in einer Kleintierpraxis gearbeitet habe. Aber unterwegs habe ich einen

anderen Weg entdeckt und gemerkt, wie wichtig mir die Natur ist.» Und weiterhin parallel an zwei Fronten tätig zu sein, hätte sie sich längerfristig auch nicht mehr vorstellen können. «Ich wollte eine sehr gute Tierärztin sein, sozusagen eine Hochleistungsärztin mit sehr viel Wissen. Aber das lässt sich mit einem kleinen Pensum nicht verwirklichen», sagt sie. «Leider kann ich nicht alles machen, irgendwann musste ich eine Wahl treffen.»

Auch heute noch sieht sich Marie-Pierre Ryser eher als «Generalistin». Und hat zu guter Letzt den Job gefunden, der auf sie zugeschnitten ist. «Ich betreue sehr gerne Doktoranden, habe grosse Freude an der Forschung», sagt sie. «Ich liebe aber auch den Kontakt mit den Wildhütern. Das sind Menschen, die ihre Arbeit mit Leidenschaft tun.» Dass sie sich bei diesen Kontakten in einer traditionellen Männerdomäne bewegt, sei «überhaupt kein Problem». Im Gegenteil: Die Begegnungen «im Feld» seien von grossem gegenseitigen Respekt geprägt. Man nimmt es ihr ab: Die zierliche Wissenschaftlerin in Jeans und T-Shirt hat keinen Ständesdünkel. Ihr Büro ist alles andere als repräsentativ, auf den abgenutzten Bücherregalen steht viel Fachliteratur, an den Schränken hängen Bilder von Luchsen und Steinböcken, dazwischen Fotos ihrer beiden Söhne. Und die Leidenschaft, die sie bei den Wildhütern beobachtet, macht sich bei ihr auch bemerkbar – bei der Frage nach ihrem Lieblingstier etwa. Sie kann sie nicht beantworten. «Jedes Tier ist so schön», sagt sie. Dann fängt sie an zu schwärmen – von der «wahnsinnigen Anpassungsfähigkeit» des Fuchses, von der Schönheit des Dachses mit seiner «ästhetischen Gesichtsfarbe», von der faszinierenden Geschicklichkeit des Steinbocks, der «fast im Fels schwebt». «Jede Tierbeobachtung ist ein Geschenk. Wenn ich eine Maus oder eine Meise sehe, habe ich Freude», sagt sie. Diese Freude ist offenbar ansteckend: Auch ihre Kinder kennen schon viele Tiere und beobachten sie gerne. Auf die Frage, was ihm am Familienurlaub in Spanien am besten gefallen habe, antwortete der damals 5-jährige Florian: «Dass ich mit dem Feldstecher einen Hirsch sehen konnte.»

Kontakt: Dr. Marie-Pierre Ryser, Institut für Tierpathologie, marie-pierre.ryser@itpa.unibe.ch



Prof. Dr. Stefan C. Wolter ist Honorarprofessor am Volkswirtschaftlichen Institut der Universität Bern und Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF) in Aarau. Die SKBF ist seit 1974 eine Institution des Bundes und der Kantone und hat in deren Auftrag am 4.2.2010 den ersten Bildungsbericht der Schweiz publiziert.



Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.

Das teuerste Hochschulwesen der Welt?

Von Stefan C. Wolter

Die Schweiz ist Weltmeister – aber niemand freut sich wirklich darüber! Seit Jahren teilt sich die Schweiz punkto Ausgaben pro Studierenden (je nach aktuellem Dollarkurs) die Medaillenränge mit den USA und Kanada. Interessant ist nur, dass diese hohen Finanzmittel, die hierzulande in die Studierenden und somit unsere qualifizierten Arbeitskräfte von morgen investiert werden, niemanden so richtig glücklich machen will. Die Erklärung für diese Zurückhaltung liegt darin, dass man hohe Ausgaben sofort als Anzeichen von Ineffizienzen deutet. Nicht einfach hoch, sondern zu teuer – eine Ansicht, die auch die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung OECD mit schöner Regelmässigkeit verbreitet. Dass man von hohen Ausgaben ohne zu zögern gleich auf Ineffizienzen schliesst, ist aber eigentlich erstaunlich, denn das würde ja umgekehrt bedeuten, dass alle Länder, die wenig für ihre Studierenden ausgeben, automatisch effizient sind. Dass letzteres auch nicht stimmen kann, erkennt man leicht darin, dass in diesen Ländern laut über Unterinvestitionen geklagt wird. Wenn also hohe Ausgaben in einem Land ein Problem darstellen sollen, während man sich in anderen Ländern darüber beklagt, dass zu wenig ausgegeben werde, dann liegt das Problem darin, dass wir nur Angaben über Kosten haben, nicht aber über die Leistungen, die mit dem Geld erbracht werden.

Wie kann man aber Leistungen des Bildungswesens vergleichen, wenn als einziges international vergleichbares Mass der im Bildungswesen geschaffenen Kompetenzen der PISA-Test bei Fünfzehn-

jährigen ist? Dieser soll nebenbei erwähnt nun auch auf Universitäten ausgedehnt werden, was aber ein ziemlich schwieriges Unterfangen darstellen dürfte. Einen Ausgangspunkt, um die Ausgaben pro Studierenden der einzelnen Länder wenigstens ansatzweise vergleichbarer zu machen, liefert das Ranking der Hochschulen. Unter der Annahme, dass Hochschulen, die in den internationalen Rankings regelmässig in den obersten Rängen auftauchen, bei der Ausbildung der Studierenden ebenfalls exzellente Leistungen erbringen (müssen), und dass Exzellenz auch seinen Preis hat, kann man davon ausgehen, dass Länder mit vielen exzellenten Hochschulen wohl eher mehr Geld für Studierende ausgeben, wenn sie diese Spitzenplätze behaupten wollen. Einen Hinweis darauf, dass exzellente Universitäten nur für mehr Geld zu haben sind liefern nicht nur die Unterschiede in den Studiengebühren (dort, wo welche verlangt werden) zwischen den Universitäten, sondern auch die vielen Ländern bekannten «Exzellenzinitiativen», bei denen sehr gute Universitäten in den Genuss von mehr staatlichen Fördermitteln gelangen.

Wenn man also die Annahme akzeptiert, dass die Hochschulrankings etwas über die Qualität eines nationalen Hochschulwesens aussagen, werden Kenner dieser Rankings gleich einwenden, dass es den Spitzenplatz somit nur an ein Land zu vergeben gäbe, die USA, welche beispielsweise im Shanghai-200 Ranking rund die Hälfte aller Institutionen stellt. Genau hier aber vergleicht man Äpfel mit Birnen, denn die durchschnittlichen Ausgaben pro Studierenden sind nicht mit der Anzahl der exzellenten Universitäten in einem Land gleich-

zusetzen, sondern mit dem Prozentsatz der Studierenden, die in einem Land das Privileg haben, an einer solchen Hochschule studieren zu können. Berechnet man den Prozentsatz der Studierenden in einem Land, die jeweils an einer der Top-200 Universitäten studieren, sehen die Verhältnisse deutlich anders aus. 70 Prozent der an einer Schweizer Universität Studierenden sind an einer Top-200 Universität eingeschrieben. Rechnet man aus Gründen der Vergleichbarkeit noch alle Fachhochschulstudierenden hinzu, so sind es immer noch 50 Prozent, und die Schweiz bleibt einsamer Spitzenreiter unter den Nationen. In den USA sind es nicht einmal 20 Prozent der Studierenden, die auch an einer der so zahlreichen und sicherlich berechtigterweise teuren Spitzenuniversitäten studieren können.

Auch wenn ein solcher Massstab keinen vollständigen Ersatz für eine Messung der an den Universitäten tatsächlich vermittelten Kompetenzen darstellt, kann man doch mit einer gewissen Berechtigung die Behauptung in Zweifel ziehen, dass unser teures Hochschulwesen zu teuer sei. Anscheinend sind die hohen Ausgaben in der Schweiz der Preis, den man bezahlen muss, wenn man die Mehrheit der Studierenden an einer exzellenten Hochschule ausbilden will, und alle anderen Länder dürfen sich fragen, ob sie tatsächlich «value for money» bekommen!

Kontakt: Prof. Dr. Stefan C. Wolter,
Volkswirtschaftlichen Institut,
stefan.wolter@vwi.unibe.ch

Weitere Informationen:
www.bildungsbericht.ch



Der Zauber von Bern

Russinnen begründeten um 1870 eher nebenbei das Frauenstudium in der Schweiz. Was sie an unserem Land auch bewunderten oder kritisierten, eines war sicher: Dank des charismatischen Chirurgieprofessors Theodor Kocher hielt sie der Zauber von Bern ein Leben lang gefangen.

Von Franziska Rogger

Die russischen Studentinnen, die um 1870 in der Schweiz das Frauenstudium begründeten, hatten ein Ziel vor Augen: sich zu nützlichen Ärztinnen oder Lehrerinnen ausbilden zu lassen, um dem Volk in ihrer despotisch regierten Heimat aufzuhelfen und es zu revolutionieren. Sie kamen nicht, um den Frauen die Universitätstore zu öffnen, waren sich dieser Pionierinnenrolle aber durchaus bewusst. Unter den Russinnen, die in Bern vor allem Medizin studierten, gab es knallharte Revolutionärinnen, die den Tod nicht fürchteten. Vera Figner zum Beispiel, die 1881 ins erfolgreiche Attentat auf Zar Alexander II involviert war, vegetierte über 20 Jahre in russischen Kerkern dahin. Terroristinnen und Sozialrevolutionärinnen träumten unisono davon, dereinst ihr politisches Engagement mit einem erfüllten Liebes- und Berufsleben in Russland verbinden zu können. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet. Was aber bemerkten sie, wenn sie um 1870 ihre schweizerische Umgebung betrachteten?

Zwischen Verherrlichung und Desavouierung

In den Erinnerungen der ausländischen Studentinnen nimmt die Schokoladenseite der Schweiz einen angenehm breiten Raum ein. Die Russin Virginia Schlykowa, die in Bern 1876 als eine der ersten europäischen Medizinerinnen überhaupt promovierte, erinnerte sich schwärmerisch an ihre erste Begegnung mit der Schweiz. «Als wir mitten auf dem (Boden-)See waren, ging die Sonne auf. Im Süden tauchten die Schneeberge aus dem blauen Dunst empor. Ein unvergesslicher Anblick ... überall üppige Wiesen, blühende Obstbäume, saubere Strassen, schmucke Bauernhäuser.

Dieses Land war ein Garten ... der Himmel so blau, das Wasser so klar, alles so blitzblank, wie ich es in meiner nordischen Heimat nie gesehen hatte, alles stimmte überein mit der Beschreibung, die mir ein Bekannter aus Moskau von Zürich gegeben hatte: hübsch, sauber, klein, hätte Platz auf meiner flachen Hand.» Nebst der schnuckeligen Kleinheit und strahlenden Sauberkeit fielen der deutschen Historikerin und Schriftstellerin Ricarda Huch der Reichtum des Landes und das demokratische Understatement auf: «Nirgends Bettelhaftigkeit und Schmutz, nirgends Prunk und Prahlerei des Reichtums, hier ist das goldene Mass des Völkerglücks verwirklicht.»

Nur ganz wenige so genannte «Kosakenpferdchen» lehnten schweizerische Verhältnisse vollständig ab. Zum Entsetzen eigener Landsleute stellten sie ein formelles Programm zur «Erziehung des Schweizervolkes» auf und wollten sich hier «vollständige Freiheit» erobern. Ihre Eroberungszüge begannen sie damit, dass sie abends in Zürich «zwanzig Mann hoch» auf den Strassen herum «russten». Sie hielten sich für den Mittelpunkt des Weltgeschehens und waren überzeugt, dass «ganz Europa» auf sie blicke. Dabei hatten sie nicht ihre Pionierinnenrolle in Sachen Frauenstudium im Auge, sondern ihre prognostizierten Ruhmestaten als erfolgreiche Revolutionärinnen im Kampf gegen den russischen Zarismus.

Zwischen den Extremen einer Verherrlichung und einer Desavouierung der Schweiz gab es manch differenzierte Betrachtung. Nadeschda Suslowa etwa, die 1867 in Zürich als allererste Frau Europas regulär den Dokortitel errang, fand das schweizerische Paradies reichlich kalt:

«Diese korrekten Leute ... verstanden es, sich besser zu organisieren als sonst wo ... sie tragen in ihrer Seele einen grossen Ansatz an Güte und Gerechtigkeitssinn; doch abgesehen davon schien ihr Alltagsleben abgestorben und flach, die Leute wirkten unglücklich und kalt.» Nebst Begeisterndem sah auch Virginia Schlykowa, die erst in Zürich, dann in Bern studierte, manch Hinterwäldlerisches, Provinzielles und Unfreies in der Schweiz. Ihr Verlobter, der Armenier Haruthiun Abeljanz, Zürcher Student und späterer Dozent der Chemie, aber nahm die «freiheitlich gesinnten Schweizer» in Schutz. Mit der Glut des Neubekehrten holte Abeljanz zu einer Lobeshymne aus: «was die relative Würde der Masse und der einzelnen Personen anbetrifft, die Freiheit, Gleichheit, den Volksfortschritt, (so sei die Schweiz) weitaus das fortgeschrittenste Land, mit Ausnahme der Urkantone ... es mögen die Schweizer noch so plump, ungalant usw. sein, sie sind doch, was Gleichheit, allg. Bildung u. Menschenwürde anbetrifft, den andern Völker weit voraus.» Abeljanz verteidigte auch die direkte Demokratie. «Der Volkswille ist doch die beste Form einer Regierung», freute er sich. «Langsam aber gesichert ist der Fortschritt nur unter einer solchen Regierung», denn die Masse könne «nicht zurückgehen» und Partikularinteressen würden zurückgedämmt.

Dass die hiesigen Volksrechte damals das Frauenstimmrecht noch nicht beinhalteten, störte Abeljanz ebenso wenig wie die eingeborenen Schweizer. Es war die russische Medizinerin und spätere Vizepräsidentin der Russischen «Liga für die Gleichberechtigung der Frau», Seraphima Pantelejewa, die den Finger auf den



Virginia Wassiljewna Schlykowa, kurz nach ihrem Berner Doktorexamen 1876 fotografiert, blieb in der Schweiz. Ihre Erinnerungen und Briefe stammen aus einem bis anhin unveröffentlichten Nachlass.

wunden Punkt legte. Sie bemerkte, dass in «der Schweizerischen Republik» die «Eidgenossin» nicht nur politisch «völlig rechtlos» dastand, sondern auch in materieller Hinsicht benachteiligt war, «denn Mitgift und Eigentum der Frau befanden sich unter der Verfügungsgewalt des Vormunds oder Mannes. Ohne Betreuer war die Frau undenkbar, d. h. man zwängte sie in die Rolle einer Schwachsinnigen.» Pantelejewa war darüber hinaus überzeugt, dass das vulgäre Gehabe von Schweizer Studenten gegenüber den Pionierinnen nicht das einzelner saufender und krakeelenden Burschenschaftler sei, sondern dass es «lediglich die verbreitete Einstellung der Bürger gegenüber der Frau» widerspiegle.

Kocher als Inbegriff von Bern

Was die Stadt Bern betraf, so wurde sie als verschlafenes, provinzielles Landstädtchen wahrgenommen: «Etwas Eintönigeres und Langweiligeres als diesen kleinen, stillen Winkel kann ich mir nicht vorstellen», schnaubte Virginia Schlykowa, die hier allerdings weniger an Bern als an der Abwesenheit ihres an der Limmat zurückgeliebten Geliebten litt. Die universitären Gebäude Berns, die in den 1870ern sehr alt, penibel klein und oft nur notdürftig in Privathäusern untergebracht waren, versetzten den Russinnen einen eigentlichen Schlag. Dieses Malaise aber liessen Berns Medizinprofessoren schnell vergessen. Sie waren noch jung und «bemüht, das Streben nach weitem Erkenntnissen, das sie beseelte» auch in ihren Studierenden zu wecken. Mit Stolz berichtete Schlykowa den Zürcher Kommilitoninnen von der in Bern praktizierten neuen antiseptischen Wund-Behandlung, die man an der Limmat

erst vom Hörensagen kannte. Theodor Kocher «zerstäubte zur Verhütung des Wundfiebers» als «erster Chirurg in der Schweiz ... bei Operationen mittels einer Spritze im Raum Karbol».

Theodor Kocher, der spätere Nobelpreisträger, genoss schon damals den «Ruf einer Leuchte ersten Ranges». Virginia Schlykowa gefiel vor allem Kochers «besondere pädagogische Methode»: «Es kam ihm nicht so sehr auf auswendig gelerntes Wissen an, als auf selbstständiges Denken». Sie beschrieb in einem unveröffentlichten Typoskript eine eindruckliche Lektion des «zarten» Kochers, wie er mit klaren und methodischen Fragen die Praktikanten zur sicheren Diagnose führte und sie, wie auch die Zuhörer, an logisches Denken gewöhnte. Ganz in diesem Sinne sei auch Kochers Frage an ihrer Doktorprüfung gewesen, die sie übrigens in einem chinen, eigens aus Paris gelieferten Modellkleid absolvierte: «Was machen Sie, wenn Sie auf der Strasse einen Verunfallten sehen?», wurde sie von Kocher gefragt.

Selbst für eine hartgesottene Revolutionärin wie Vera Figner war Prof. Kocher das «Ideal des wahrhaftigen Arztes» schlechthin: «Seine theoretischen Vorlesungen, die morgens um sieben Uhr begannen, zu hören, war das reinsten Vergnügen, und die Kunst, mit der er seine Operationen ausführte, versetzte uns in Erstaunen. Seine ganze hagere und zerbrechliche Gestalt sowie sein durchgeistigtes und von Güte beseeltes Christus-Anthlitz liessen ihm alle Herzen zufliegen. Seine kleinen, fast femininen, schlanken Hände arbeiteten mit Kaltblütigkeit, Genauigkeit und Eleganz. ... Seine Stimme im Auditorium zu vernehmen, seine Ruhe am Operationstisch zu

beobachten und seine Güte im Verkehr mit den Kranken zu erleben, verschaffte einem geradezu einen ästhetischen Genuss. Von allen ausländischen Lehrern ist er es, an den allein ich mit Rührung zurückdenke – als an ein Vorbild und Ideal des wahrhaftigen Arztes ...».

Virginia Schlykows Schwester Rosa Kerschbaumer, die 1890 nur dank Kaisers Gnaden in Österreich als erste Ärztin praktizieren durfte, fand enthusiastisch-pathetische Worte für die Universität Bern, als sie den Wienern das Frauenstudium schmackhaft machen wollte: «Die Alma mater Bernensis hat mich liebevoll und gastfreundlich aufgenommen, sie hat mich für jene Wissenschaft begeistert und mich in jener Wissenschaft unterwiesen, deren Ausübung schon seit einer Reihe von Jahren zu meinem Lebensglücke gehört ...». Sie sprach Bern ihren «innigsten und wärmsten Dank» aus und meinte: «Wie der Magnet das Eisen, so zieht jener Ort, wo wir eine strebsame, ideale Jugendzeit verbracht haben, unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt an, und die Erinnerung an diese schöne Zeit verklärt unser ganzes späteres Leben mit einem poetischen Zauber.»

Kontakt: Dr. Franziska Rogger, Universitätsarchiv Bern, franziska.rogger@bluwin.ch

Zitate aus: Franziska Rogger und Monika Bankowski: *Ganz Europa blickt auf uns!* Siehe Buchhinweise auf S. 51.

Mit diesem Text verabschiedet sich Franziska Rogger als Uni-Archivarin. Wir bedanken uns bei ihr für die stets inspirierende Zusammenarbeit. *Die Redaktion*



Bigla care – Innovation ist unser Fachgebiet.

So wie die Medizin immer wieder Neuland entdeckt, so innovativ verhält sich Ihr führender Lösungspartner für Spitalzimmer-Einrichtungen: Bigla care ist stets auf der Suche nach dem Besseren. Unsere Produkte zeichnen sich durch beste Qualität, höchste Funktionalität, Sicherheit und Komfort aus. Kein Wunder – denn mit Wissner-Bosserhoff verfügen wir über einen europaweit führenden Hersteller. Und wenn Sie jetzt noch unseren erstklassigen Lifetime-Service hinzurechnen, liegt auch Ihr Betrieb auf der gesunden Seite.

www.bigla-care.ch

Bei uns liegt mehr drin.

bigla
care

Universität Bern
Zentrum für universitäre Weiterbildung
Telefon 031 631 39 28

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

Der universitäre Abschluss als Ziel

Die Begegnung mit dem Original: aktuelles Wissen aus erster Hand
51 verschiedene Weiterbildungsabschlüsse an der Universität Bern – Ihrer Weiterbildungsuniversität

www.postgraduate.unibe.ch

Master of Advanced Studies MAS
Diploma of Advanced Studies DAS
Certificate of Advanced Studies CAS





Erste Frauen an der Universität Bern

Die Moskauer Adelige Virginia Schlykowa, die erste Doktorin Nadeschda Suslowa und andere Russinnen absolvierten in Zürich und Bern als erste Frauen überhaupt ein Universitätsstudium. Am Beispiel Schlykowsas und Suslowas beschreibt die Neuerscheinung die Träume, Erwartungen und Ansprüche, mit denen die mutigen Russinnen um 1870 das Frauenstudium an den beiden Universitäten begründeten. Wie weit kam die liberale Schweiz den «Revolutionärinnen» entgegen, wo setzte sie ihnen Grenzen und wo profitierte sie von diesen weiblichen «Bildungsflüchtlingen»? Dieses Buch liefert Antworten, aus ungehobenen Nachlässen in Privatbesitz und Dokumenten aus russischen Archiven schöpfend.

Ganz Europa blickt auf uns!

Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen
Franziska Rogger, Monika Bankowski – 2010. 292 S., 120 Abb., geb., CHF 48.–, hier + jetzt Verlag für Kultur und Geschichte GmbH, ISBN 978-3-03919-146-8



Länggasse «einheimischer» Sicht «Einheimischer»

Ruhiger, kinderfreundlicher, noch attraktiver zum Leben: So präsentiert sich die Länggasse nach der Eröffnung des Neufeld-Tunnels und der damit einhergehenden Veränderung des Verkehrskonzepts. Nach 18 Jahren liegt nun wieder eine grössere Publikation über das Quartier im Nordwesten Berns vor, erarbeitet ausnahmslos von Autorinnen und Autoren mit Wohnsitz Länggasse. Ein Buch von Länggässlern, über Länggässler, für Länggässler.

Länggasse

Originalausgabe – November 2009. 159 S., s/w Abb., CHF 48.–, Verlag herausgeber.ch, ISBN 978-3-9523304-8-7



Begegnungen im «BOGA»

Am 3. November 1859 beschloss der bernische Grosse Rat, im Rabbental am Aarehang einen botanischen Garten anzulegen. Zum 150-Jahr-Jubiläum schufen Fred Zaugg (Text) und Adrian Moser (Bilder) unter dem Titel «Botanischer Garten Bern» ein faszinierendes Kaleidoskop aus Begegnungen mit Menschen, die im Botanischen Garten wandeln oder wirken und Betrachtungen der vielfältigen Flora und Fauna.

Botanischer Garten Bern

Fred Zaugg, Adrian Moser – 2009. 224 S., zahlr. farb. Abb., Leineneinband, CHF 58.–, Haupt Verlag AG, ISBN 978-3-258-07540-2



Die Privatisierung des Kriegs

Spätestens mit dem Krieg der USA im Irak ist die bedeutende Rolle privater Sicherheitsfirmen im modernen Krieg deutlich geworden. Ist die Zeit der großen Armeen zu Ende, kehrt die der privaten «Unternehmer des Krieges» zurück? Der Band untersucht das historische Spannungsverhältnis zwischen privaten Truppen, Söldnern, Condottieri und Kriegsherren einerseits und der Monopolisierung der bewaffneten Macht, des Krieges und der Kriegführung durch den Staat andererseits, von der Antike bis zur Gegenwart.

Rückkehr der Condottieri?

Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung
Stig Förster, Christian Jansen, Günther Kronenbitter (Hrsg.) – 2009. 326 S., Festeinband, CHF 64.00, Schöningh Verlag Paderborn, ISBN 978-3-506-76754-7



China in der aktuellen Diskussion

China ist in den letzten Jahren international vermehrt in Erscheinung getreten. Eine Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Sommer 2007 richtete den Blick auf die europäischen und globalen Herausforderungen chinesischer Politik und Kultur sowie chinoise Phantasien in Vergangenheit und Gegenwart. Themen sind u. a. die Geschichte der Begegnung mit der chinesischen Kultur und Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Erscheinungen in Kultur und Politik.

Herausforderung China

Berner Universitätschriften, Band 53
Thomas Borgard, Christian von Zimmermann, Sara Margarita Zwahlen (Hrsg.) – 2009. 1. Auflage, 254 S., 9 Abb., 3 Grafiken, Einband kart., CHF 49.–, Haupt Verlag AG, ISBN 978-3-258-07358-3



Ein neues deutsches Originaldrama

«Vaterlandsliebe» statt «Weiberliebe» – mit dieser Forderung wollte Johann Jakob Bodmer (1698–1783) das Theater reformieren. Sein «Julius Cäsar», in dem der Kampf der republikanischen Patrioten gegen den Tyrannen Cäsar vorgeführt wird, provozierte jedoch polemische Kritik. Darauf reagierte der Zürcher Aufklärer mit einem erklärenden Nachwort und zwei weiteren Publikationen. Die vier Texte Bodmers werden hier erstmals wieder neu aufgelegt. Sie zeugen von der innovativen, aber gescheiterten Reformidee, das neue deutsche Drama auf den politischen Unterricht der Zuschauer zu verpflichten.

Julius Cäsar, ein politisches Drama (1763)

Theatertexte 19
Johann Jakob Bodmer (1698–1783) Texte, Jesko Reiling (Hrsg.) – 2009. 80 S., bro., CHF 27.90, Wehrhahn Verlag, Hannover, ISBN 978-3-86525-086-5

Impressum

UniPress 144 April 2010

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (astrid.tomczak-plewka@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Daniela Baumann (daniela.baumann@kommunikation.unibe.ch); Julia Gnägi (julia.gnaegi@kommunikation.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Susanne Brenner (susanne.brenner@bluewin.ch); Peter Eggli (peter.eggli@meddek.unibe.ch); Winand Emons (winand.emons@wisodek.unibe.ch); Urs Feller (urs.feller@natdek.unibe.ch) Stig Förster (stig.foerster@hist.unibe.ch); Martin George (martin.george@theol.unibe.ch); Günter Heine (guenter.heine@krim.unibe.ch); Karénina Kollmar-Paulenz (karenina.kollmar-paulenz@histdek.unibe.ch); Tosso Leeb (tosso.leeb@itz.unibe.ch); Simone Müller (simmu@bluewin.ch); Franziska Rogger (franziska.rogger@bibl.unibe.ch); Roland Seiler (roland.seiler@ispw.unibe.ch); Stefan C. Wolter (stefan.wolter@vwi.unibe.ch); Andreas Zurbruggen (andreas.zurbruggen@itn.unibe.ch)

Bildnachweise: Seite 4, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 21, 22, 25, 30, 41, 42, 45 und 50: © Manu Friederich Seite 8: © Staatsarchiv Bern

Seite 13: © Privatarchiv

Seite 16: © Institut für Medizingeschichte Bern

Seite 17: Franziska Scheidegger

Seite 18: © Kaspar Meuli, Matthias Abplanalp;

Abb. orange Westen: Stephan Boegli;

iPhone: kong-function Gestaltung

Seite 19: © Universitätsarchiv

Seite 20: © Grüner Heinrich 6, 1907

Seite 23: Abb. oben: © Foto von Marga Steinmann, Bern. Besitz Rhea Schindler-Blumenstein;

Abb. unten: © National Library of Scotland, Manuscripts Division, Inventory, Acc 8695, Esther B Chalmers, XXII Photographs

Seite 24: © Markus Brechbühl

Seite 26: © SNB: vgl. Rings Werner, Schweiz im Krieg

Seite 27: © CCMT

Seite 28: © Fabian Unternährer

Seite 29: Abb. oben: Franziska Rogger;

Abb. unten: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern 1897, Bern 1898, S. 18/19

Seite 33: Thomas Gantebein

Seite 35: © BIT

Seite 37: Abb. li: © Foto Pari, Abb. re: © Insel, Foto/Graphikzentrum

Seite 31: Abb. Rosetta, Seite 39, 40, 43 und 44:

© Adrian Moser

Seite 46: © Stefan C. Wolter

Seite 47: © wuala by LACIE

Seite 49: © Privatbesitz Franziska Frey-Wettstein (Zürich)

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 13 500 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe Juni 2010

Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert

werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-

Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonemente@staempfli.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.



Vorschau Heft 145

DER BOTANISCHE GARTEN

Kaum irgendwo begegnen sich Wissenschaft und breites Publikum so unmittelbar wie im Botanischen Garten. Diese Oase mitten in der Stadt führt Besucherinnen und Besucher sinnlich und lehrreich in die Alpen, gibt dann freie Sicht aufs Mittelmeer, Palmen und Kakteen, Orchideen und Steppenpflanzen locken. Tausende Pflanzenarten aus aller Welt, darunter auch viele Heilkräuter, haben hier ihre Heimat gefunden – sei es in der freien Natur oder in den sechs Schauhäusern. In diesem Jahr feierte der Botanische Garten sein 150-Jahr-Jubiläum. UniPress feiert mit: In der nächsten Ausgabe.



Die Universität Bern dankt ihren Partnern für die Unterstützung im Jubiläumsjahr

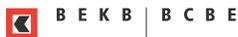
Platin-Partner:

- BEA bern expo AG
- BKW FMB Energie AG
- Haag-Streit Gruppe
- Kanton Bern
- Lotteriefonds des Kantons Bern
- Stiftung Vinetum
- UBS AG



Gold-Partner:

- Berner Kantonalbank BEKB | BCBE
- Burgergemeinde Bern
- Credit Suisse
- Europäische Weltraumorganisation ESA
- Fondation Johanna Dürmüller-Bol



Silber-Partner:

- Amt für Wald des Kantons Bern
- APG Affichage
- Astronomische Gesellschaften des Kantons Bern
- Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau
- Berner Zeitung BZ
- BERNMOBIL
- Botschaft der USA in Bern
- Der Bund
- Bürgerbibliothek Bern
- Chocolats Camille Bloch SA
- Brauerei Albert Egger AG
- Gemeinde Grindelwald
- Gemeinde Lauterbrunnen
- Ernst Göhner Stiftung
- Kanadische Botschaft in Bern
- Kilchenmann AG
- Kultur Shock
- Politforum Thun
- PostFinance
- PricewaterhouseCoopers AG
- REHAU-Gruppe
- Stadt Bern
- Swiss Life
- Valiant
- Verein Abendmusiken Berner Münster
- Verein PPP Schweiz
- Vifor Pharma

Jahre
ans
anni
years
175

